S →

<36611573280016

Ebner-Eschenbach, Marie von.

1897. (F.) **Alte Schule.** Erzählungen. Erstes bis drittes Tausend.

Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 8°. 207 Seiten. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ebner-Eschenbach, Marie von.

1897. (F.) **Alte Schule.** Erzählungen. Erstes bis drittes Tausend.

Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 8°. 207 Seiten. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ebner-Eschenbach, Marie von. e

1897. (F.) **Alte Schule.** Erzählungen. Erstes bis drittes Tausend.

Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Elwin Paetel). 8°. 207 Seiten. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Alte Schule.

Alte Schule.

Erzählungen

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Erstes bis drittes Tausend.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
(Elwin Paetel.)
1897.

Herrn Doctor Julius Rodenberg

zugeeignet.

Ein Verbot.

Kulturbild.

Das Dörfchen liegt in einer Mulde, an einem sachten Abhang des Marsgebirges in Mähren, und ist im Westen von Waldungen umgeben. Es hat keine Kirche, nur einen Glockenthurm, keine Schule, keine Schenke, an öffentlichen Gebäuden überhaupt nur ein Armenhaus, und was dieses wieder nicht hat, ist viel schwerer aufzuzählen als was es hat. Aus seinem völlig schwarz gewordenen Strohdach guckt ein Rauchfang hervor, bei dem man sich wundern muß, wie so viel Kürze

so viel Schiefheit aufbringen kann. Die Mauern sind mit hellen Punkten, den Resten der ehemaligen Tünche, übersät. Vier Löcher, ein größeres, das mit alten, zusammengenagelten Latten geschlossen ist, und drei kleinere, die im Sommer bis zur Hälfte, im Winter beinahe ganz mit Lehmziegeln verlegt werden, bilden die Thür und die Fenster.

In dem Armenhause leben in zwei Zimmern fünf Personen. Zwei Männer, ein Weib und zwei Kinder. Senior ist der einst wohlhabendste Grundbesitzer des Ortes, ein achtzigjähriger Greis, dem man heute noch ansieht, daß er bessere Tage gekannt hat. Seine Schwäche gegen seine nichtsnutzigen Kinder war's, die ihn ins Elend brachte. Jetzt ist er selbst zum Kinde ge-

worden, und gutmüthig und nachgiebig geblieben. Zur Sommerszeit verdient er noch etwas mit Gänsehüten und Erdbeerenpflücken und weint nur — geräth aber nie in Zorn —, wenn seine Leidensgefährten ihm die erworbenen Pfennige wegnehmen.

Kürzlich hat er an dem ehemaligen Schweine- und Ziegenhirten einen Stubengenossen erhalten.

Der wandelnde Branntweinrausch, dieser Mensch! Gelb, kahl, Wahnsinn im stieren Blick; seine Sprache ein unverständliches Gelalle, sein Gesang — einst sein Vergnügen und sein Stolz — ein thierisches Geheul. Als die „Stärkungen", die er unaufhörlich zu sich nahm, ihn so schwach gemacht hatten, daß er umfiel, wenn er mit der Peitsche knallen wollte, steckte man ihn ins

Armenhaus, wo er die Qualen einer nothgedrungenen Alkohol-Entwöhnungskur litt.

Die weibliche Bewohnerin der humanitären Anstalt war Franzka, die Arbeitsscheue. Sie hatte Schimpf und Schande und Prügel erduldet, ihr angebornes Laster aber siegreich durchgesetzt. Zur Arbeit war sie nicht zu bringen gewesen, hatte immer vom Betteln und Stehlen gelebt, dank ihrer Zudringlichkeit und ihrer guten, scharfen Diebsaugen besser als mancher Fleißige.

In der Pfründnerei war sie als Köchin angestellt worden und diesem Amt gewachsen, da es ja so gut wie nichts zu kochen gab. Auch hätte ihr Niemand auch nur eine Zwiebel anvertraut. So setzte die starke und gesunde Person ihre altgewohnte Thätigkeit fort, bettelte jeden Vorüber-

gehenden an und stahl, wo und was sie konnte.

Auch ihr Junge, ihr Franzko, mußte stehlen, mußte immer etwas mitbringen, wenn er nach Hause kam: ein wenig Holz, einige Nüsse, Erdäpfel oder Rüben. Kam er mit leeren Händen, waren ihm Schläge gewiß, doch nicht gar arge, denn Mutter Franzka mochte sich auch beim Züchtigen ihres Sohnes nicht anstrengen.

Er war brustkrank, hinkte und sah aus wie ein Sieben-, nicht wie ein Zehnjähriger, der er war. Sein mageres, blasses Gesichtchen hatte hübsche Züge und einen gutmüthigen Ausdruck. Seine dunkelbraunen Augen blickten so neugierig und lebhaft, als ob sie sich beeilten, zu erschauen, was ihnen nur irgend möglich war in der

kurzen Zeit, die sie hatten, sich in der Welt umzusehen.

Um zwei Jahre mehr als Franzko zählte die Waise Milenka, der fünfte Gast des Armenhauses. Ihre Mutter, eine bildhübsche Bauernmagd, war nach der Geburt des Kindes gestorben, der Vater hüllte sich in Anonymität. Und diese Kleine — in höchster Armuth aufgewachsen, mißhandelt und verachtet, hatte doch Keiner je betrübt gesehen; eine übermüthige, wilde Lustigkeit lag ihr im Blute. Sie war von ihr besessen und von einer ausbündigen Arbeits- und Erwerbswuth. Ueberall wußte sie sich nützlich zu machen, scheute keine Mühe, keine Plage, vor den Pflug hätte sie sich spannen lassen, um ein paar Heller zu verdienen. Und nicht nur beim Taglöhnern

zeichnete sie sich aus. In der Schule des benachbarten Ortes Wolitz, die von den Kindern des Dörfchens besucht wird, erhielt sie immer gute Zeugnisse, und zwei Mal nach einander hatte sie schon einen ersten Preis für Fleiß und gutes Verhalten beim Religionsunterricht errungen. Daheim war sie ein Satan und gewöhnlich die Geißel, manchmal aber auch die Spaßmacherin ihrer Hausgenossen. Sie hatte Einfälle, die sogar den Senior lächeln machten.

Der Alte mußte freilich jedes Mal „blechen" für die Unterhaltung. Milenka nahm ihm sein Geld nicht weg wie Franzka und der Hirt thaten; sie schmeichelte es ihm ab, nachdem sie ihn in gute Laune versetzt hatte.

Dann sah er abwechselnd sie und seine

leeren Hände an und sagte traurig: „Mädel, Du bist schlecht.“

Und sie ganz bös: „Schimpf mich nicht! Ich werf' Dir Deine lumpigen Heller vor die Füß', und Du wirst schon sehn . . .“

Sie wußte selbst nicht, was er sehen würde, und er konnte sich ebenfalls keine Vorstellung davon machen, aber die vage Drohung erschreckte ihn, und er versuchte einzulenken:

„Warum sollst Du nicht schlecht sein? Kinder sind schlecht. Meine Kinder sind auch schlecht.“

Der Aelteste und der Jüngste im Hause erlitten den Einfluß der willensstarken kleinen Person. Für Franzko war's ein seliges Leiden. Er bewunderte seine Spielgefährtin immer, ihr Anblick machte ihm

immer Freude, nur wenn sie von ihrem baldigen Scheiden sprach, fühlte er sich unglücklich.

Sie sah es wohl, und es schmeichelte ihr und war ein Grund mehr für sie, recht oft davon zu sprechen.

„Zu Pfingsten geh' ich in Dienst nach Wolitz," sagte sie einmal wieder mit einem Stolz, wie wenn sie gesagt hätte: Ich gehe zur Krönung. „Es ist schon Alles ausgemacht. Ich krieg' dreißig Gulden aufs Jahr und ein neues Gewand. Und zehn Gulden hab' ich schon beim Herrn Pfarrer, und fünf verdien' ich mir heuer noch dazu mit Erdbeerbrocken."

In dem Jahre waren zum Glücke des Armenhauses die Erdbeeren wunderbar gerathen, und Absatz für sie fand man reich-

lich. Besonders gut wurden sie bezahlt in dem Badeorte an der Petsch, eine Viertelstunde Weges hinter Wolitz. Der Wald wimmelte von dörflichen Besuchern, und dabei mehrten sich täglich die Frevel an den Kulturen und an dem Wilde. Den ärgsten Unfug trieben nachweisbar die Armenhäusler. In seiner Kinderunschuld zertrat der Senior die jungen Anpflanzungen, und Franzka that's aus Faulheit, um sich einen Umweg zu ersparen. Man fand jämmerlich verendete Hasen und Rehe in Fallen, die — darüber herrschte nur eine Stimme — der Hirt gelegt hatte.

An der Spitze des Forstamtes in Wolitz, dem der Wald unterstand, hatte ein langmüthiger Oberjägermeister sich befunden, der zu den Unthaten der Dörfler ein Auge

zudrückte. Um das andere war er vor langer Zeit durch einen Schuß aus dem Gewehr eines Wilderers gekommen.

Nach dem Tode des alten Herrn trat sein Sohn an seine Stelle, machte der schwachen Regierung ein Ende und begann einen energischen Kampf ums Recht zu führen.

Erste Verordnung: Niemand darf mehr ohne Erlaubniß in den Wald! Die kann sich aber jeder Arme im Forstamt holen. Sie wird in Gestalt eines numerirten Blechplättchens ertheilt. Zweite Verordnung: Außer dürrem Holz, Erdbeeren und Schwämmen darf aus dem Walde nichts fortgetragen werden!

Die beiden Erlasse erweckten unendliches Gelächter. Was? Man darf nicht mehr ohne Erlaubniß in den Wald? Seit

Menschengedenken haben ihn alle Leute als ihren Nährvater und als ihren Belustigungsort betrachtet. Er lieferte ihnen Holz und ab und zu einen Braten, und Streu und Gras für ihr Vieh. Er war das Stelldichein der Liebenden, die Wonne der Freunde unbefugter Jagd. Und was er gewesen ist, wird er bleiben. Es fällt keinem Menschen ein, sich an die neuen Verordnungen zu kehren. Wenn „die oben" sehen werden, daß sie sich umsonst plagen mit ihrem Verbieten, werden sie es schon aufgeben. Maßloses Staunen brach aus, als die ersten Strafen erfolgten, als eine Fuhre Waldstreu konfiscirt und der Dieb bei Gericht angezeigt wurde.

Der Spott verwandelte sich plötzlich in Erbitterung; den Schaden, den man dem

Walde bisher durch Unachtsamkeit und Muthwillen zugefügt hatte, verursachte man ihm jetzt durch Trotz und durch Bosheit. Mehrmals ertheilte, dringende Abmahnungen und Warnungen blieben unberücksichtigt. Da ergriff das Amt die strengste Maßregel, ließ sämmtliche Blechplättchen als ungültig erklären und untersagte allen Ortsbewohnern das Betreten des Waldes. Als einige Erdbeerpflücker auch diesem Befehl zuwider handelten, wurden die Beeren weggeschüttet und den Sammlern gedroht: „Wenn ihr wiederkommt, zerschlägt man euch überdies die Töpfe."

Die Töpfe zerschlagen? Heilige Dreieinigkeit! das sollen sie nur probiren, die Spitzbuben, die Menschenschinder! Es gibt, Gott sei Dank, ein Bezirksgericht, das arme

Leute in Schutz nimmt gegen die höllischen Teufel auf dem Forstamt!

Alle Klugen im Orte riethen, das Bezirksgericht aus dem Spiele zu lassen. Eine Krähe hackt der Andern die Augen nicht aus, ein Gericht läßt ein Amt nicht im Stiche. Am besten ist, eine Weile Ruhe halten. Der Eifer des neuen Oberjägermeisters wird sich schon legen, und gute Zeiten werden wiederkommen.

„Nein! nicht Ruhe halten! nicht nachgeben! nicht eine Weile, nicht einen Augenblick!" Die phlegmatische, träge Franzka war's, die das ausrief, und wenn sie einmal in Aufregung gerieth, ließ sie sich nicht leicht beschwichtigen. Sie mahnte die Armenhäusler an alle Unbill und Härte, die sie von ihrer Gemeinde erfahren hatten,

und schwor hoch und heilig, die Leute im Dorf seien die letzten, von denen sie einen Rath annehmen werde.

Der Senior saß auf dem Bänklein am Hause und staunte zu ihr empor. „Die kann reden,“ sprach er in höchster Verwunderung zu Milenka, die in der Thür lehnte, das seltene Schauspiel, das Franzka im Zorne bot, aufmerksam betrachtete und einen Genuß davon hatte.

Am selben Nachmittage noch geschah etwas Unerhörtes. Franzka nahm den Kochtopf vom kalten Herde und erklärte, „in die Erdbeeren“ gehen zu wollen. Geht Jemand mit, ist's gut, geht Niemand mit, ist's auch gut. Sie weiß nur eins: entweder kommt sie mit dem Topf voll Erdbeeren zurück, oder ohne Topf. Dann hat

sie ihn eben an dem Schädel des Hegers zerschlagen, der ihn ihr nehmen wollte. Nach einigem Zögern entschloß sich der Hirt, sie zu begleiten. Die Rückkehr der beiden wurde im Armenhaus mit namenloser Spannung erwartet und bereitete eine traurige Enttäuschung. Die Franzka hatte ihre Heldenthat nicht ausführen können. Richtig war sie überrascht worden, richtig war ihr das bißchen Erdbeeren, das sie gesammelt hatte, ausgeschüttet und der Topf zerbrochen worden — der Einzige, den das Armenhaus im Augenblick besaß! Der Zweite war beim Kochen der Kartoffeln zersprungen. Schreiend, weinend, schimpfend erzählte sie's, und der Senior fragte mit gutmüthig blöder Neugier:

„Gehst jetzt zu Gericht?“

Zu Gericht? O der alte Esel! Das wollen sie ja, „die oben", das weiß sie ja, und der Heger, der sie erwischt hat, der Vikukal, der Sohn der alten Hexe, hat es ihr bestätigt.

Den Senior überlief's, als sie den Namen aussprach, und Franzko drückte sich an seine Mutter und verbarg sein Gesicht in ihrem Kleide.

Der Hirt wollte sich ins Gespräch mischen; Franzka gebot ihm, zu schweigen. Er sollte sich schämen, der Lump, der Feigling! Sie wollte nur wissen, wozu er eigentlich mit ihr gegangen war! Nicht eine Beere hatte er gebrockt, und davongelaufen war er vor dem Heger wie die Katz' vor der Feuerspritze!

„Gehst jetzt klagen?“ fragte der Senior wieder.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein!“

„Warum denn nicht?“

Darum nicht, weil der Hexensohn zu ihr gesagt hat: Geht doch klagen, geht! Wir wünschen uns nichts Besseres. Wir werden schon sehen, was alles herauskommen wird vor Gericht. „Ja, das hat er gesagt. O, der Hexensohn! und o, der Feigling, der lumpige Hirt!“

Sie stöhnte, sie schluchzte, stieß den Franzko von sich, ging in die Kammer und warf sich dort auf ihr Bett.

Milenka hatte nicht ein Wort gesprochen, nur mit größter Spannung zugehört. Ueber ihr bewegliches Gesicht hatte es gezuckt wie kleine, aufblitzende Lichter. Lauter spitz-

bübische, nichtsnutzige Einfälle. Eine Weile wartete sie und horchte. Der Senior und der Hirt hatten sich aufs Bänklein vor das Haus gesetzt; in der Stube wurde Franzka's kräftiges Schnarchen laut.

„Jetzt ist's gut, jetzt komm, jetzt thun wir etwas," flüsterte Milenka ihrem Spielkameraden zu. „Komm mit, wir machen's besser, wir sind gescheit, die Andern sind dumm, so dumm, so dumm!" Sie nahm Franzko bei der Hand und ging mit ihm dem Dorfe zu. Ganz langsam, so lange sie von den beiden Alten gesehen werden konnte; einmal außerhalb ihres Gesichtskreises, immer schneller, immer schneller. Im Dorfe rannte sie von Haus zu Haus, von Thür zu Thür, und schrie in einer Art Rhythmus, daß es klang wie ein wildes Lied:

„Erdbeerbrocken verboten! Die Heger zerschlagen einem die Töpf'! Nehmt Euch in Acht!"

Es war ein förmliches Jauchzen in ihrer Stimme. Mit triumphirendem Entzücken verkündete sie ihre traurige Botschaft. Die Leute traten aus den Häusern und blickten ihr nach, wie sie dahinraste und schrie und Franzko, ihr Trabant, ihr nachlief, hustend und hinkend.

Ein wahrer Jammer, der Bub'! Die dicke Frau des Gemeindeboten blieb mitten auf der Straße stehen mit ihrer ganzen Ladung gestohlenen Holzes auf dem Rücken und rief:

„Geh' nach Hause, Franzko! Hast ja keinen Athem!"

Sie ärgerte sich nicht einmal, daß er

nicht gehorchte, ein menschlich Rühren ergriff sie. Sein Jäckchen ging in Fetzen, die ausgefranste Hose aus Sackleinwand reichte ihm bis zur halben Wade am kürzeren Bein, und bis zum Knie am längeren. Ein Hemd hatte er sein Lebtag nicht am Leibe gehabt, und so legt seine Mutter ihn in den Sarg, sie ist's im Stande! Die Botenfrau nimmt sich vor, dem Buben, wenn er stirbt, was ja bald geschehen wird, ein ‚ausgewachsenes' Hemd von ihrem Jüngsten zu schenken.

Die Kinder hatten ihre Runde beendet und näherten sich jetzt einem unheimlichen Bereiche, dem der Hexe, der Vikukalka, die nur einige hundert Schritte hinter dem Armenhause wohnte. Ihre Hütte sah von außen sehr verfallen aus, sollte aber im

Innern großen Reichthum bergen. So wenigstens behaupteten die Leute; und warum sollte es nicht sein, die Vikukalka konnte ja den Teufel beschwören! Wie viele hatten sie schon gesehen, wie sie auf dem First ihres Daches saß und Beschwörungsformeln flüsterte. Was sie da sagte, konnte man nicht verstehen, aber ihre Reden mußten Gräßliches enthalten, denn ein Grauen ergriff Jeden, der das leise Murmeln der geheimnißvollen Worte vernahm. Vor ein paar Jahren noch durfte man der Hexe nicht „Hexe" sagen, da wurde sie bös und machte einem Schaden am Vieh oder an den Feldfrüchten. Jetzt durfte man ihr sagen, was man wollte, denn sie war ganz taub geworden.

Milenka blieb stehen. „Schau, wie sie

neugierig schaut!" sprach sie. „Die Tauben sind alle schrecklich neugierig, selbst wenn sie Hexen sind und ohnehin Alles wissen. Aber wart', jetzt machen wir uns einen Spaß mit ihr!"

In unbändigem Uebermuth trat sie an den Zaun fast bis auf Armeslänge heran und schrie:

„Verboten! Erdbeerbrocken im Wald verboten! Wenn Ihr vielleicht Lust habt, laßt sie Euch vergehn!"

„W—as?" Die Vikukalka streckte ihren braunen, dürren Hals, daß er zum Entsetzen lang wurde. „W—as?" und Milenka sprang einen Schritt zurück, schnitt Gesichter und äffte sie nach.

„Was? ein alt's Faß! Sitzen drei Weiber d'rauf, weiß keine was! Ich werd'

mich da nicht heiser schrei'n mit Euch. Ihr seid taub wie eine todte Gans!"

O — grauenhaft und unbegreiflich; das hatte die taube Hexe gehört. Wuth verzerrte ihr Gesicht. „Gans?" zischte sie. „Gans? Du Auswürfling!" und ein Hagel von Worten prasselte aus ihrem zahnlosen Munde. Lauter Flüche, gewiß lauter schändliche, gotteslästerliche Flüche in der Hexensprache.

Dem Franzko schauderte die Haut, Schrecken lähmte ihn.

„Lauf!" rief Milenka. „Jesus Maria, laufen wir!"

Wieder war sie voran, und wieder keuchte er hinter ihr her. Und plötzlich flog etwas über seinen Kopf weg an den Kopf Milenka's: der Reisigbesen, den die

Hexe ihr nachgeschleudert hatte, und der sich in ihren Haaren verfing, sie ihr verwirrte, und den sie ein Stück Weges hinter sich herschleifte.

Franzko hatte die Nacht hindurch wüste Träume und stand am Morgen todmüde auf; er hätte sich am liebsten gleich wieder hingelegt. Aber Milenka duldete es nicht. Sie befand sich in ihrer allermuntersten Laune, und auch er sollte munter sein. Sie zog ihr bestes Kleid an, weil Sonntag war, und lief und wirthschaftete im Hause herum „wie von der Tarantel gestochen". Offenbar führte sie irgend einen Streich im Schilde; Unternehmungslust funkelte ihr aus den Augen.

„Weiß der liebe Herrgott, was die wieder vorhat," sagte der Senior, wackelte

mit dem Kopfe, zog seinen Rosenkranz aus der Tasche und fing an zu beten.

Der Hirt und Franzka gingen in die Kirche nach Wolitz. „Könntest auch mit, Du," hatten sie Milenka ermahnt und ein paar Anti-Kosenamen hinzugefügt.

„Geht nur voraus, ich hol' Euch ein!" hatte sie geantwortet und ihnen, als sie den Rücken gewendet, eine lange Nase gemacht. Jetzt stand sie auf der Straße allein mit dem dummen Buben und war unbeschränkte Herrin der Situation. „So, jetzt komm," sprach sie, „jetzt thun wir's!"

„Was denn?"

„W — w — as? fragst wie die alte Hex' — w — as? — Das also! Heute traut sich keine Seel' in den Wald, ich hab' ihnen allen gestern eine gehörige Angst eingejagt,

heute gehen wir und klauben Alles zusammen, Alles allein, wir zwei!"

Er meinte, daß sie ihn zum Besten habe wie so oft, zuckte die Achseln und sagte: „Was Dir einfällt!"

Sie faßte ihn entschlossen bei der Hand. „Wirst schon sehen, was mir einfällt, komm nur! Ich zeig' Dir einen Platz, wo so viel Erdbeeren sind, wie Du in Deinem ganzen Leben nicht beisammen gesehen hast."

Ihr überzeugter Ton machte Eindruck auf ihn, besiegte aber seine Zweifel nicht. „Wie sollen wir sie denn nach Hause bringen, die Erdbeeren? Wir haben ja keine Töpf'!"

„Wir leihen uns halt ein paar aus."

„Ja, just, wer wird uns was leihen?"

Sie zeigte ihm die Zunge.

„Wer? Der's nicht weiß, daß wir uns bei ihm was ausborgen. Komm!" Und sie schlug den Weg ein, der zum Haus der Hexe führt. Ja wahrhaftig, zum Haus der Hexe, und als Franzko ihr dahin nicht folgen wollte, stieß sie ihn mit Fäusten und Füßen und nannte ihn einmal ums Andere: Kalb.

Und dann schmeichelte sie ihm und vertraute ihm ein Geheimniß an. Die Hexe ging, wie er ja wußte, zu Mittag immer fort mit ihren Ziegen, um sie am Waldesrand grasen zu lassen, und kam vor Abend nicht heim. Diese Zeit hatte Milenka schon einmal benutzt, um ins Hexenhaus einzusteigen.

„Einzusteigen! Verwundere Du, ‚zer-

kreuzige' Dich!" beantwortete sie seinen Ausruf des Entsetzens bei dieser vertraulichen Mittheilung. „Ich war drin. Den Laden, hinten beim Stall, den hab' ich aufgemacht. Wie? — halt so — — man muß halt geschickt sein!" . . .

Und was sie alles gesehen hatte im Hause der Hexe! Einen Schlangenkopf mit einer goldenen Krone, und eine abgeschnittene Hand, eine weiße, schmale, mit Fingern und Nägeln — ach — ach! . . . Und ein Messer, viel, viel länger und spitziger als die Zinken der größten und spitzigsten Heugabel, und die graue Haube, die die Hexe aufsetzt, wenn sie eine andre Gestalt annehmen will, oder wenn sie sich unsichtbar machen will. Und auf dem Bort neben dem Herd fünf schöne, glasirte Töpfe,

zwei grüne, zwei braune und einen weißen mit einer Rose drauf.

Und zwei von diesen Töpfen wollte sie jetzt holen gehen, und Franzko mußte Wache halten, während sie einstieg bei der Hexe. An der Ecke des Zaunes, befahl sie ihm, stehen zu bleiben. „Und wenn Du Jemand von Weitem kommen siehst, gluckst Du wie eine Henne, verstehst?“

Es war aber weit und breit kein Mensch zu sehen. Franzko hörte auch nichts außer dem dumpfen Dröhnen in seinem Kopfe und dem Klopfen seiner Adern an den Schläfen. Gott, Gott! wenn sie doch käme! wenn sie heil zurück käme aus dem Hexenhaus! . . . Wenn ihr nichts geschehen wäre, müßte sie längst da sein. Er betete ein Vaterunser, er zählte bis zwanzig

und betete wieder, verging fast vor Angst um sie und stöhnte: „Milenka! Milenka!" Seine Angst stieg aufs Höchste, und er begann zu glucksen. O Seligkeit! da war sie und brachte zwei Hafen mit. Für ihn einen vom Drahtbinder schon geflickten, für sich — unfaßbare Keckheit! — den mit der Rose.

Und nun vorwärts, im Laufschritt in den Wald, ums Dorf herum, auf den schmalen Hohlweg, in dem man sich so gut verstecken kann hinter den üppigen Weißdorn- und Haselbüschen, wenn einem ein Angeber begegnen sollte. Die Kinder begegneten aber nur einem jungen Mädchen, das ihnen lachend zurief: „Gesindel!" und einem alten Mann, der eine störrische Kuh auf die Weide führte.

„Schon wieder in den Wald, verfluchtes

Pack?" wetterte er die beiden an. „Wißt ihr nicht, daß es verboten ist? Das Pack macht Schaden im Wald, und uns jagt man hinaus."

Milenka lachte laut und frech, und er schnalzte mit der Peitsche nach ihr — sie duckte sich, Franzko empfing den Streich, der ihr gegolten hatte und einen rothen Striemen auf sein Gesicht hinmalte vom Ohr bis zum Mundwinkel. Das machte ihm keinen Eindruck, auch er lachte.

„Ach, Du, Milenka, beinah' hätt' er Dich erwischt!"

Sie rannten weiter, und der alte Mann, der seine Kuh nicht verlassen konnte, schimpfte ihnen nach.

Und nun im Walde!

Ja, das ist wahr, Milenka weiß die

besten Plätze! Eine Viertelstunde nur geradeaus hinaufgestiegen zwischen den schlanken Buchen und Erlen, und man ist auf der Stelle, auf der im vorigen Jahr der Holzschlag war. Die Baumklötze sind noch da und treiben gewaltig aus, es wuchert Alles in dem guten Waldboden, die Blüthenkerzen des Fingerhuts in ihrer wechselnden Farbenpracht, das dichtblättrige Bilsenkraut, der kampflustige Stechapfel stolziren als Bäumchen, und zu ihren Füßen schimmert es roth: Erdbeeren, lauter Erdbeeren! Man braucht sich nur zu bücken und hat die Hände voll. Im Nu ist der braune Hafen und der mit der Rose mehr als zur Hälfte mit Früchten gefüllt.

Milenka wirft einen raschen Blick nach der Ernte Franzko's, steht plötzlich auf,

ergreift mit beiden Händen seinen Hafen und leert ihn in den ihren aus, daß die Erdbeeren hoch aufgethürmt an allen Seiten niederrieseln.

Er kniet auf dem Boden, schaut wie erstarrt zu ihr hinauf. „Milenka, was thust?"

Sie stellt den Hafen auf ihr Tüchlein, das sie vom Kopf genommen hat, knüpft die vier Enden zusammen, hebt sie in die Höhe und läuft davon.

Franzko macht keinen Versuch, ihr zu folgen, er weiß, daß er ihr nicht nachkommen kann, sie ist wie ein Reh. Nur schreien kann er, und schreit denn aus allen seinen Kräften: „Milenka, Milenka! Diebin, abscheuliche!" Bald aber ergreift ihn eine furchtbare Wehmuth; sein Zorn erlischt.

„Milenka, liebe Milenka! Erbarm' Dich meiner! Komm' zurück! komm' zurück, Milenka!" In allen Tönen des Schmerzes und der Zärtlichkeit wiederholte er ihren Namen.

Sie hört ihn nicht, sie ist fort, hat ihn bestohlen und verlassen.

Was soll er anfangen? Er war noch nie im Badeorte, hat dort noch nie Erdbeeren verkauft, das hat immer die Mutter besorgt. Verzweifelnd wirft er sich auf die Erde und weint und schluchzt über sich, über Milenka, über sein Elend und über ihre Schlechtigkeit. In Strömen laufen die Thränen ihm über das Gesicht, er kommt sich unaussprechlich arm und bedauernswürdig vor. Immerfort weinend und schluchzend, fängt er nun aber doch an, die

verschütteten Erdbeeren aufzulesen, fängt auch zu pflücken an, und der Beeren scheinen immer mehr zu werden, sie drängen sich förmlich von selbst unter seine Finger, rufen ihn förmlich an: Pflück' uns! Pflück' uns! — Es ist wie im Märchen, wie im Traum.

Ein paar Schritte weiter — da strotzt es von Erdbeeren, so groß wie Haselnüsse. Von solchen Erdbeeren weiß nicht einmal die verrätherische Milenka, nur er allein! Sein Stolz, sein Trotz erwachen: sie soll auch nichts von ihnen wissen, er sagt ihr nichts, er braucht sie nicht, wird seine Erdbeeren verkaufen ohne sie. Er wischt sich mit dem Aermel die letzten Thränen vom Gesicht und weint nicht mehr, weil er nicht mehr weinen will. Ueber das schwere Schluchzen, das seine schmale, eingesunkene

Brust stoßweise hebt, hat er keine Macht, das dauert fort und beengt ihm den Athem. Er muß innehalten, sich aufrichten auf den Knieen, den Kopf erheben . . . Allmächtiger! . . . Wie gebrochen sinkt er im selben Augenblick in sich zusammen . . . Der kleine alte Jäger Slamek mit den krummen Beinen und dem lehmfarbigen Gesicht steht da, hat einen Hund an der Leine, und der ist auch alt und ist halb blind und schnüffelt und wittert am Boden herum, gibt aber keinen Laut. Unhörbar sind sie herangekommen. Franzko hat ihnen wohl selbst die Richtung angegeben, in der sie zu suchen haben, als er wie sinnlos nach Milenka schrie. Der Jäger wirft einen Blick auf den Buben und sieht dann weg. Gerührt sein ist nicht seines Amtes. Doch

muß er denken: Welches Elend! und: Den lass' ich laufen!

Da knallt ein Schuß und gleich darauf ein zweiter . . . Der Oberförster ist im Wald, jagt an der Wolitzer Lehne. Daß er herüberkommt, hat keine Wahrscheinlichkeit, aber schon das Bewußtsein: Er ist im Wald! fährt einem in die Glieder . . . Slamek kriegt plötzlich ein Rückgrat von Eisen, wird ein Mann der Pflicht vom Wirbel bis zur Sohle. Es sind scharfe Weisungen ertheilt worden, und ein paarmal schon hat Slamek's nächster Vorgesetzter ihn lau im Dienst genannt. So bückt er sich denn, nimmt den Hafen, hebt ihn hoch, schleudert ihn mit aller Gewalt zur Erde und tritt dann auf die Scherben. — „Merk' Dir's," sagt er.

Der Junge hat aufgestöhnt: „Herr

Jäger, Herr Jäger, ich hab' Ihnen keinen Schaden gemacht!"

Der Jäger brummt etwas Unverständliches in seinen zerzausten und schütteren Bart hinein und geht seiner Wege.

Franzko hockt regungslos auf dem Boden. Unverwandt betrachtet er die Scherben, die vor ihm liegen.

Wie ein greller Blitz schießt es ihm durch den Kopf. Die Hexe! . . . Was wird die Hexe sagen, wenn sie am Abend ihren Hafen auf dem Bort vermißt?

Alles Andere, sein Schmerz über Milenka's Verrath, seine Freude über sein Finderglück, die Wonne des auflebenden Muthes, Alles vergessen — Alles verschlungen von einem entsetzlichen Gefühl: — Todesangst! Was wird die Hexe sagen? Wer

ihr ihren Hafen genommen hat, weiß sie natürlich gleich, dafür ist sie eine Hexe. Herrgott im Himmel! am Ende weiß sie es jetzt schon, macht sich auf . . . Herrgott, wenn der Jäger die Scherben wenigstens nicht zertreten hätte, der Hafen wäre vielleicht zu repariren gewesen!

Auf einmal raschelt's — ein Wiesel? ein Erdzeisel? Ueber den abgehauenen Baumstamm mit den vielen Wurzeltrieben ist etwas hingelaufen. Kleine Augen haben Franzko aus dem Laube angeglänzt . . . Die Hexe kann allerlei Gestalten annehmen. O! o! Er sprang auf. Ein Vogel, ein großer schwarzer, ist aufgeflogen — das wird sie sein! Seine Haare sträuben sich — jetzt wird es ihm gehen, wie es Milenka gegangen ist. Er besinnt sich ganz deutlich,

die Hexe hat den Besen nicht nach Milenka geworfen, sie selbst ist über Milenka hergeflogen und rittlings auf dem Besen gesessen, hatte ihre dunklen Beine vorgestreckt und mit den Krallen an ihren Zehen Milenka's Haare gefaßt . . . Und Milenka hat geschrieen: „Jesus, Maria!" und ist ihr entwischt. Vielleicht entwischt auch er, wenn auch er ruft: „Jesus, Maria!" Maria — wie er den heiligen Namen ausspricht, da fällt ihm ein: beim Muttergottesbild oben an der großen Eiche, da fände er Heil. In die Nähe der Muttergottes wagt eine Hexe sich nicht. Nur hinkommen, hinkommen bis zu der großen Eiche, das müßte man! Franzko rennt, so rasch er nur kann, den steilen Weg aufwärts und betet: „Lieber Gott, hilf, mach' sie todt, die Hexe, daß sie

mich nicht packen kann . . . Ihr Heiligen, all' ihr lieben, guten, thut ein Wunder, gebt ihr ihren Topf zurück! Heilige Maria, Mutter des kleinen Jesukindleins, Du hast die Kinder gern, gib mir Kraft, gib mir Athem, daß ich laufen kann bis zu Dir!"

Und jetzt ist ihm, als ob er lachen hörte. Sein kurzer Fuß versagt plötzlich den Dienst, will nicht mehr mit. Franzko hüpft nur noch in kleinen Sätzen. Die Hexe hat ihn, spielt mit ihm wie die Katze mit der Maus. Sie ist hinter ihm, über ihm, neben ihm, streckt den Hals, ihre runzlige Wange streift seinen Arm, und sie blickt ihm von unten hinauf ins Gesicht. Und die Todtenhand greift nach ihm, er fühlt sie eisigkalt im Genick. O die Nägel! . . . die Nägel stechen ihn in den Rücken . . . Der Schlangen-

kopf ist auch da, rollt ihm vor die Füße . . . züngelt nach ihm . . .

Weiter, weiter mit Schaudern, Stöhnen, Weinen . . .

Die Sonne steht im Scheitel, dunkel ragt der Wald vor dem weißglühenden Horizont, und einzelne Lichtstrahlen zittern durchs Laub . . . O gnädiges Licht! Es hat die Eiche getroffen. Es gleitet über ihren Stamm. Er sieht das heilige Bild. Der glänzende Schein um das Haupt der Gebenedeiten leuchtet ihm Trost und Erbarmen ins verzweifelnde Herz. Und das himmlisch holde Angesicht grüßt herüber: Da bin ich, komm zu mir!

Eine höchste, letzte Anstrengung. Franzko faltet die Hände und schreit auf.

Die Hexe hat ihr Aergstes gethan, sie

hat ihm ihr Messer in die Brust gestoßen . . .
Blutstropfen perlen auf seinen Lippen . . .

Aber das ist ja gut, das ist ja die Erlösung. Die Hexe ist fort, und er sieht — o liebliches Wunder! — die heilige Jungfrau sich ihm entgegen neigen . . . Lächelnd neigt sie sich ihm entgegen, breitet den blauen Mantel aus, und das Kind schmiegt sich niedersinkend in seine weichen Falten. Überirdische Seligkeit erfüllt ihn, der Himmel öffnet sich ihm, und mit den Engeln jubelt er: „Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voll der Gnaden.“

Milenka kam rechtzeitig heim, stellte den Hafen an seinen alten Platz, ging stolz ins Armenhaus und klimperte mit den

kleinen Münzen in ihrer Tasche. Ihre erste Frage war nach Franzko.

„Ist der dumme Bub' noch nicht da? Er hat sich gewiß erwischen lassen, und sie haben ihm den Topf zerschlagen, und jetzt traut er sich nicht nach Hause."

Eine Weile wartete sie, dann ging sie ihn suchen.

Von Weitem schon erblickte sie ihn. Er lag auf der Erde vor der großen Eiche.

„Fauler Schlingel!" rief sie und eilte auf ihn zu und stieß mit ihrem Fuße gegen sein ausgestrecktes Bein: „Rühr' Dich!" . . . Das Wort erstarb auf ihrer Zunge, schaudernd wich sie zurück. In die weit aufgerissenen Augen, mit denen sie ihn anstarrte, schoß es ihr brennend heiß. Der rührt sich nimmer, mit Dem ist's vorbei . . . Und er hatte

immer alles gethan, was sie wollte, und hatte sie lieb gehabt und bewundert . . .

„Franzko! sei nicht todt!“ schrie sie plötzlich auf.

Aber er war todt, sie wußte es, sie ging ja von jeher jeden im Dorf Verstorbenen ansehn. Fast alle hatten einen friedlichen Ausdruck gehabt — keiner einen so still glückseligen. Von dem durchsichtig blassen Kindergesicht ihres kleinen Freundes ging ein förmliches Leuchten aus. Sein Kopf war im hohen, weichen Moose eingebettet wie auf einem rothen Polster. Es waren aber nicht Erdbeeren, was den Boden färbte, es war Blut.

Der Fink.

Lux! Lux! Herein da! Gleich da herein! Garstiges, grausliches, miserables Thier!" In allen Winkeln ihres Gedächtnisses suchte sie nach einem tödtlich beschämenden Schimpfwort, um es dem Hund an den Kopf zu schleudern, noch ehe sie selbst bei ihm ankam und ihm all' das Ueble anthat, das sie gegen ihn im Sinn führte.

Der Hund war ein großer, weißer, kurzhaariger Spitz. Er hatte einen rabenschwarzen Fleck über dem halben Gesicht und dem halben linken Ohr, was ihm etwas

ungemein Herausforderndes gab, und er konnte so verächtlich dreinschauen wie kein zweiter Hund auf der Welt. Ganz flüchtig sah er sich nach dem schlanken Persönchen mit den blonden, nach Knabenart geschnittenen Haaren um, das auf ihn zugeeilt kam, und wendete seine Aufmerksamkeit gleich wieder etwas Kleinem, Lebendigem zu, das sich im Grase regte, beschnüffelte es, betupfte es mit seiner Pfote.

„Marsch!“ — Das R in dem Worte klang wie eine lange Reihe von R, die nach einander ausgesprochen worden wären, also fast wie rollender Donner. Zugleich erhielt der Spitz einen mit aller Kraft, über die ein achtjähriges, eher zartes als starkes Mädchen disponirt, geführten Faustschlag in die Flanke. Pia that sich dabei

mehr weh als ihm, denn der Hund mußte irgend einen Vorahnen vom Geschlecht der Wale haben, wenigstens schien er aus lauter Fischbein zu bestehen.

Puterroth und die Augen voll Thränen, kniete Pia jetzt im Grase und hielt das kleine Lebendige in ihren Händen, streichelte, küßte, bedauerte es. Das liebe, das arme, ach so klein! so arm! Ein ganz junges Finklein. Zu früh hatte es sich aus einem der Nester auf der großen Rüster gewagt, dem ältesten unter den alten Bäumen des Gartens, der gar vielen Vögeln Obdach gewährte. Fast so hoch wie der Schloßthurm ragte sein Wipfel, seine Aeste und Zweige bildeten einen Hain. Wie konnte das verirrte, erschöpfte Vögelchen den Weg zurückfinden ins Vaterhaus?

Es schien sich der ganzen Größe seines Unglücks bewußt, stieß von Zeit zu Zeit jämmerliche Piepse aus, zwinkerte in Qual und Todesangst mit den dunklen glänzenden Aeuglein. Sein Körperchen zuckte, sein Herz schlug mit rasender Schnelligkeit. Es war gewiß schwer verletzt. Der garstige Lux hatte es gebissen oder ihm vielleicht die Brust eingedrückt . . . was wußte Pia, was er ihm gethan! Und jetzt hatte das miserable Thier noch die Unverschämtheit, heranzutreten, ganz vertraulich die Schnauze auf ihre Schulter zu legen, nachdem er diese selbe Schnauze mehrmals rasch nach einander mit der Zunge abgeleckt, und ihr mit seinen sehr sprechenden Augen und seiner naiven Missethätermiene zu sagen:

„Gib mir das Ding zurück. Ich hab's

gefunden, 's ist mein. Ich brauch's zum Spielen. Es quietscht so nett, wenn ich drauf tupfe mit meiner Pfote!"

„Marrrsch!" Wieder rollte das R wie Donner. Pia sprang auf und gab dem Lux einen Tritt, bei dem sie sich fast den Fuß verrenkte, und der ihn lächeln machte.

Sie rannte ins Schloß, in die Küche, ließ sich Milch und Weißbrot geben und versuchte das Finklein zu füttern. Sie verstand sich auf die Kunst. Drei aus dem Nest gefallene Spatzen hatte sie im vorigen Sommer prächtig aufgebracht, und zwei von ihnen waren in noch zarterem Alter gestanden als das Finklein. Aber freilich, das waren eben Spatzen gewesen, zäh und ordinär, solche, wie es Hunderttausende gibt, nichts Feines, Exquisites, das auf ganz

andere Lebensbedingungen gestellt ist als die große Masse.

Das Finklein verschmähte die Nahrung, die seine Wohlthäterin ihm bot, und wenn sie ihm den Schnabel mit sanfter Gewalt öffnete und ihm ein Tröpfchen Milch einflößte, schluckte es nicht einmal.

Die Köchin, eine majestätische, dicke Person, mit einem Suppentellergesicht und blauen, schmachtenden Augen, hatte von ihrer großen, blanken Werktafel aus den Bemühungen Pia's mitleidig zugesehen.

„Sie plagen das arme Thier umsonst,“ sagte sie sanft und freundlich. „Geben Sie's her. Ich mach's todt.“

„W—as? todt machen?“ Pia hob das schmucke Köpfchen, streckte sich, wurde ordent-

lich größer vor Entrüstung. „Sie wird man todt machen, Sie Grausame . . .“

Die Mörderin unzähliger Tauben, Hühner, Perlhühner, Truthühner zuckte mit ruhigem Selbstbewußtsein die Achseln: „Ich bin nicht grausam, ich könnt' ein armes Thier, dem nicht mehr zu helfen ist, nicht so leiden sehen, weil's mich freut, mit ihm zu spielen.“

Pia schauderte; sie stürzte aus der Küche hinaus, fort von der Entsetzlichen, der Todtmacherin von Beruf, die so schreckliche Dinge sagte und vielleicht sogar — recht hatte:

Weil es sie freut, mit ihm zu spielen?

Wenn das wahr ist, dann ist sie ja viel schlechter als Lux, der keine Vernunft hat und ein Nebenthier quält, ohne zu

wissen, was er thut . . . Menschen haben einen andern Standpunkt und eine andre Verantwortlichkeit.

Was ist neulich geschehen, als der Thierarzt zum alten Jagdhund Flock gerufen wurde und erklärte, daß er unheilbar krank sei? Da hat die Großmutter zu Papa gesagt: „Erlös ihn! Spend' ihm eine gnädige Kugel! Er soll den Tod eines braven Jagdhundes sterben." — Und Papa, dieser engelsgute Papa, hat ein Gewehr genommen, ist hingegangen und hat den alten Flock erschossen. Und Flock war Papas Lieblingshund.

„Du bist auch mein Liebling," flüsterte sie dem Vogel zu, „und ich will Dich von Deinen Leiden erlösen. Und ich weiß den schönsten Tod für Dich, den schönsten Vogel=

tod. Im letzten Augenblick noch sollst du glauben können: ‚jetzt flieg' ich‘. Und dann wird Alles aus sein. Bei einem Vogel ist dann Alles aus.“

Sie lief über den Hof, in den Gang und die Stufen hinauf, die zur Wohnung der Thurmwartels führten.

Kein wirklicher Wartel. Er hieß nur so und war ein greiser, pensionirter Hausdiener. Er that auch nichts mehr, außer Tabak schnupfen und schlafen. Den Thurm sah er als seine eigenste Domäne an, und weil er selbst nie mehr hinaufstieg, war sein schwarzer Kater angewiesen, die Besucher zu begleiten.

Die Thür des Wartelzimmers war nur angelehnt und hatte ein großes Guckloch. Pia warf im Vorübergehen einen Blick

hindurch. Der Alte schlief in seinem Lehnstuhl, der Kater saß neben ihm auf dem Tisch und lauerte. Die Kleine erblicken und auf den Boden springen war eins. Er zwängte sich durch den Thürspalt wie eine Schlange aus Sammet und schlich hinter Pia her, unhörbar auf seinen elastischen Pfoten. Immer näher kam er heran, schmiegte sich an sie, warf ihr aus den großen, runden Topasaugen forschende Blicke zu.

Ob er den Vogel witterte? Ob er ahnte, was Pia in der Hand trug?

Auf der Treppe lag der Staub fingerdick, und ein unheimliches Zwielicht herrschte. Die wenigen Fenster waren nicht viel breiter als eine Zaunlatte und mit Schmutz und Spinn-Geweben überzogen. Manchmal huschte

etwas vorüber — eine Ratte, gewiß. Dann schoß der Kater drauf los, und dann gab's einen kurzen, wüthenden Kampf, ein schrilles Pfeifen gellte, ausgestoßen in Schmerz und Todesnoth.

Und das Raubthier war wieder da, und seine gelben Augen leuchteten und sahen wieder und wieder zu Pia hinauf und schienen zu sagen: „Die rechte Beute hab' ich noch nicht, die möchtest du mir vorenthalten. Wart' nur, ich hole sie mir, ich bin stark, ich habe Krallen."

Der Kleinen wurde bang, sie hastete, sie lief die Stiege hinauf. Ach, die wollte heute kein Ende nehmen! Und die Stufen waren so steil, und so schwindelig wurde man bei dem ewigen Rundherum und Rundherum!

Seit einer Weile schon hatte das Fink-
lein kein Lebenszeichen gegeben. Plötzlich
rührte sich's, sträubte seine Federn, seine
Füßchen zappelten und zuckten . . .

Vorüber . . . nichts mehr. Das war
vielleicht das Letzte. Das Finklein war
vielleicht jetzt gestorben. Pia trug eine
kleine Leiche in ihrer Hand . . .

Schrecklich, schrecklich, der Tod ist etwas
Schreckliches, und ihn da haben, ihn fühlen...
Ein Grauen überrieselte sie, und sie flüsterte
dem Vogel zu:

„Stirb nicht, stirb nicht in meiner
Hand!" Sie legte seinen Kopf an ihre
Wange, hauchte leise über ihn hin, und —
schrie auf. Der Kater war mit einem
wilden Satze heraufgesprungen, ihr fast ins
Gesicht, und fauchte und dräute. Eine

feige Regung stieg in dem Kinde auf: Gib es ihm! Gib ihm das Vögelchen! Es ist ja todt . . . Aber vielleicht doch noch nicht ganz todt und kann sich noch fürchten, noch etwas davon fühlen, wie es zerfleischt wird. Nein, und — nein! Man hat doch seinen Kopf, man wird nach seinem eigenen Kopf thun und nicht nach dem eines ekelhaften alten Katers.

„Fort, Unkatz! Unkatz!" ruft sie, und daß sie einen so verletzenden Namen für ihn gefunden hat, freut sie, stärkt sie. Sie stürmt die Stufen hinauf.

Da endlich war sie angelangt beim Pförtlein, das auf die Plattform führt. In seinem altersgrauen, von oben bis unten geborstenen Holze bildete das hereinströmende Sonnenlicht goldene und diamantene Stäbe.

Pia stieß es auf und betrat die Plattform. Der Kater ihr auf den Fersen. Sie fürchtete ihn nicht mehr, sie küßte den Vogel noch einmal auf sein Köpflein.

„Jetzt erlös' ich dich, bald wirst du nicht mehr leiden. Du wirst fallen — fallen — es wird dir sein wie im Traum."

Ueber die Mauerbrüstung gebeugt, blickte sie hinab.

Lauter Wipfel, und der alle überragte, war der der alten Rüster, und schien so nah, daß man meinte, ihn greifen zu können. Und ganz oben in den feinsten Zweiglein seiner Krone huschte es unstät hin und her, ward ein banges Schreien und Klagen laut, und so klein die Brust, der es entquoll, so groß und verzweiflungsvoll der Schmerz, der sich darin aussprach.

Bist du's, Finkenmutter? Bist du's, Arme? Du wirst dein Kind wiedersehen, es kommt, aber es ist todt. Pia streckte den Arm aus, und im Augenblick war der Kater dicht an sie heran auf die Mauer gesprungen.

„Du bekommst ihn nicht, du nicht!" rief das Mädchen, drückte einen Moment die Augen fest zu und öffnete die Hand.

Das Vöglein entglitt ihr und sank eines Athemzugs Dauer. Dann . . . Herr Jesus, Herr Jesus — es war nicht todt, es lebte! Seine Flügel spreizten sich, aus seiner Kehle drang ein leises, halb banges, halb freudiges Zwitschern, es flog, ein bißchen ungeschickt und wie trunken, aber flog dem Wipfel der Rüster zu, und dort erschallte ein Jubeln, ein Jauchzen seligen

Entzückens. Dazwischen ein eifriges, fragendes, besorgtes Piepsen: „Wie geht's? Bist gesund? Fehlt dir nichts?"

„Nein, jetzt fehlt ihm nichts mehr!" Pia brach in helles Lachen aus. Sie lachte dem Kater ins runde, flache, ins kläglich bestürzte Gesicht.

„Spring' nach! Hol' dir's, alter dummer Kater! Es ist gerettet vor dir, vor allen seinen Feinden, es ist bei seiner Mutter!"

Sie hielt plötzlich inne, sah nachdenklich in die Ferne und wiederholte langsam: „Bei seiner Mutter."

Wie einem da ist, wußte sie schon lange nicht mehr . . . Sie war damals so gar klein gewesen . . . aber herrlich muß es sein für einen Vogel und — für ein Kind.

Eine Vision.

Zwei geschlossene Miethwagen vor dem Thor des evangelischen Gotteshauses, die Kirchenbänke leer, ein Brautpaar in Reisekleidern an den Stufen des Altars. Er, ein großer, blonder Mensch, eine wahre Arminsgestalt, sie das Widerspiel einer Thusnelda. Nicht mehr jung, kaum mehr hübsch, feingliedrig, mit schmalem Gesichte, überzarten Zügen und fast übergroßen braunen Augen.

Trauzeugen sind ein Beamter und ein

greiser Diener des Bräutigams, die Braut ist von ihrer Kammerfrau begleitet.

„Denn es steht fest Gottes Zusage," beendet der Pastor seine Rede. „Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen; rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen; fürchte dich nicht, ich bin mit dir!"

Der Bräutigam hatte das bindende „Ja" gesprochen, der Priester wendete sich an die Braut.

„Willst Du Diesen als Deinen Ehegemahl nach Gottes Wort und Willen haben und halten, ihn lieben und ehren, ihm unterthan sein in dem Herrn, in Freud und Leid ihn nicht verlassen, und den Bund der Ehe mit ihm heilig und unverbrüchlich halten, bis daß der Tod Euch scheidet?

Ist solches Deines Herzens redlicher Entschluß, so sprich: Ja."

Tiefe Blässe hatte die Wangen der Braut überzogen, die gesenkten Augenlider zuckten, ein ergreifender Schmerzenszug bildete sich um den kleinen Mund, dessen Lippen das feierliche Gelöbniß flüsterten.

An diesem Altar war sie schon einmal gestanden, als junges, hoffnungsfreudiges Geschöpf, umringt von den Ihren, von einer festlich geschmückten Menge, glücklich gepriesen und beneidet. Sie hatte den Schwur der Treue schon einmal von einem Andern empfangen und einem Andern geleistet, und *sie* hatte ihn gehalten, hatte Treue bewahrt — aber nicht erfahren.

Die heilige Handlung war vollzogen; der Neuvermählte hob seine Frau in den

Wagen, und im raschen Tempo zweier flinker Traber fuhren sie dem Südbahnhofe zu.

Eisig wehte die Luft an diesem Aprilmorgen; ein scharfer Nord wirbelte schwere, gelbe Staubwolken auf. Grell leuchtend stieg die Sonne am Horizont empor, und nicht der kleinste Dunststreifen trübte den einförmigen Glanz seines hellen, kalten Blau.

Die Reisenden kamen sehr früh; der Schalter, an den der Mann sich begab, war eben erst geöffnet worden, nur wenige Passagiere zeigten sich. Die Frau ging voraus in den Wartesaal und fand ihn noch leer. Sie setzte sich in einen Fauteuil, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie war müde, müde. Ach, so müde sein, und ein neues Leben beginnen, welche

Thorheit, welche Vermessenheit! Nie und nimmer wäre sie begangen worden, hätte nicht ein fremder, starker Wille den der schwachen Frau besiegt.

Allerlei Fuhrwerke waren indessen an den Bahnhof heran gerollt; zwischen sie schlängelte sich, eins ums andere überholend, ein von Meisterhand gelenktes Viergespann; edle, feurige Thiere. Ihr geschorenes Fell hatte den matten Schimmer des Sammets, ihre schlanken Hälse bogen sich stolz, ihre rothen Nüstern rauchten. Vor dem Perron hielt ihr Führer an, reichte dem Kutscher auf dem Rücksitz die Zügel, und stieg ab.

Mit raschen Schritten durcheilte er die Bahnhofshalle, hielt den Kopf hoch, und

sah steif vor sich hin, wie Jemand, der nicht wünscht angesprochen zu werden.

Kein „schöner Mann" nach landläufigen Begriffen, aber eine adelige Erscheinung und sicherlich Einer von Denen, die nicht leicht umsonst um Liebe oder Freundschaft werben. Mittelgroß, schlank, mit kleinem Kopf und unregelmäßigen Zügen, lebhaften, klugen Augen, deren kühner, oft harter Blick in Widerspruch stand zu dem weichen Ernst, der den Mund umlagerte; eine gewollte äußere Ruhe, hinter der ein steter Kampf sich verbarg, der Kampf, in dem die Gegensätze lagen, die sich zu unlösbarem Bunde in diesem Menschenkinde zusammen gefunden hatten. Heute felsenfesten Willens, morgen ein Diener seiner Impulse, energisch und lässig, mitleidsvoll und grau-

sam, reich begabt, fähig, Hohes zu erreichen, und oft mit den Ketten der Leidenschaft an das Niedrige gefesselt — das war der Mann, der jetzt in den Wartesaal kam, um die Neuvermählten vor ihrer Abreise zu grüßen.

Sie hatten jeden Andern eher erwartet.

„Rainer!" rief der Blonde, der beschäftigt gewesen war, die vorausgeschickten Reise-effecten vom Portier zu übernehmen. Rasch entließ er ihn, eilte auf seine Frau zu und legte die Rechte auf ihre Schulter. Sie war zusammen gefahren und erbebte noch leise unter der sanften und beschützenden Berührung der treuen Freundeshand.

Aber wie der eben Eingetretene jetzt vor ihr stand und sie scheu zu ihm aufblickte, da kam es ihr befreiend und erlösend zum Bewußtsein: Es ist aus. Seine Macht ist gebrochen.

Er hat den Glauben und die Hoffnung in ihr getödtet, und endlich auch — was sie für undenkbar gehalten hatte, endlich auch — die Liebe.

„Ich will Euch nur Lebewohl sagen, Martha, Fritz," sprach Rainer — es klang wie eine Entschuldigung. „Euch gute Reise wünschen, Kinder, und glückliche Heimkehr. Morgen um die Zeit seid Ihr in Venedig. Ihr sehnlicher Wunsch," fügte er, auf die Frau deutend, hinzu.

Er hatte ihr ihn nicht erfüllt. Und welchen denn in all' den Jahren? Welchen noch so bescheidenen und berechtigten Wunsch? Längst keinen mehr . . . Aus Laune? Aus Lust am Quälen? Aus Rache dafür, daß er sie zu seiner Frau hatte machen, ihr seine Freiheit hatte opfern müssen, um sie zu erringen?

Eine Weile redeten die Drei von gleichgültigen Dingen — nicht gleichgültig; jedes Wort wurde sorgfältig gewogen und überwacht. Nur nichts sagen, das treffen und verletzen, nur ja nichts, das wie eine Anspielung klingen könnte!

Mühsam schleppte das unbehagliche Gespräch sich weiter. —

Endlich das erste Glockenzeichen. Martha stand auf und murmelte ein Lebewohl, das Rainer unbefangen erwiderte. Die Herren geleiteten sie zu dem bestellten Coupé und gingen dann noch mit einander neben dem Zuge hin und her. Plötzlich blieb Friedrich stehen und ließ einen langen, warmen Blick auf dem Mann an seiner Seite ruhen. Die alte Freundschaft, die alte Liebe meldete sich wieder.

„Du schenkst mir mein ganzes, großes Glück," sprach er, „ich danke Dir."

„Ich — Dir!" erwiderte Rainer. „Dafür, daß Du wahr gegen mich gewesen bist, daß Du mich nicht betrügen wolltest..."

„Wollte sie es denn? Hätte ich ihr einen Verrath zumuthen dürfen, dieser..."

„Ich weiß, ich weiß! Du brauchst ihr Lob nicht singen," unterbrach ihn Rainer ungeduldig, fuhr aber sogleich wieder in der früheren herzlichen Weise fort: „Ich danke Dir, daß Du mich von dem Bewußtsein befreist, das ganze Leben einer Schuldlosen zerstört zu haben. Ich danke Dir, daß Du mir den Weg gezeigt hast, auf dem sie ein neues Glück finden kann — finden wird! Das hab' ich Dir sagen müssen, deshalb bin ich gekommen. Leb' wohl."

Sie schüttelten einander die Hände.

Einige Augenblicke später brauste der Zug aus der Halle. Der Zurückgebliebene blickte ihm nach. Ein Gefühl, mit dem er glaubte für immer abgerechnet zu haben, regte sich in ihm: Wehmuth. Erinnerungen, mit denen er nichts mehr zu thun haben wollte, tauchten auf, ergriffen ihn, und er versank in sie.

Die jetzt für immer von ihm geschieden war, wie hatte er sie geliebt und vergöttert, und wie kurz war der Rausch gewesen, wie bald war Abneigung an die Stelle der Liebe getreten und Grausamkeit an die Stelle der Zärtlichkeit.

Gebunden sein — ein Mann wie er! Mit seinem Unabhängigkeitstriebe, und seiner wohlgefällig, ja mit Stolz eingestandenen Flattersucht.

Alles in ihm bäumte sich gegen den unerträglichen Zwang des Sollens auf . . . Es gab eine Frau, die ein Recht auf ihn hatte, und wenn er dieses noch so rücksichtslos verletzte, leugnen konnte er es nicht — und der Frau nicht verzeihen, daß sie ihm so viel zu verzeihen hatte.

Sie begriff die Wandlung nicht, glaubte nicht an ihre Dauer, vergab, hoffte und kämpfte um ihr Glück in ihrer stillen Art, in eben der Art, die der Mann, je stärker er ist, je unlieber erträgt.

Hätte sie den Kampf mit dem Unabänderlichen doch nicht aufgenommen — wie viele Leiden würde sie sich und einem Andern erspart haben. Einem, der sie liebte innig und heiß, einem bessern Mann als der ihre. O, es fiel Rainer nicht ein, sich

mit seinem Freunde zu vergleichen . . . Bei dem war die Neigung zur vernachlässigten Frau nicht einem flüchtigen Wohlgefallen, sondern dem Mitleid entsprungen. Und diese Neigung war gestiegen mit jedem neuen Tag, der der Gequälten einen neuen Schmerz brachte, und endlich eine tiefe und leidenschaftliche Liebe geworden, die sich nicht mehr verbergen ließ.

Da hatte er zum Freunde gesagt: „Gib sie frei!“ und um sie geworben, ehrlich, mit edlem Eigensinn.

Sie hatte lange widerstanden und ihn noch in der entscheidenden Stunde gewarnt: „Ich werde nie wieder lieben, wie ich ihn geliebt habe. Wenn ich mich von ihm scheide, ihm seine Freiheit, die er so heiß ersehnt, wieder gebe, ist das vielleicht nur ein letzter, schmerzlicher Liebesbeweis.“

Das alles hatte Rainer durch des Freundes rückhaltlose Offenheit erfahren — es war spurlos an ihm abgeprallt wie an einem Marmorblock, und jetzt . . .

Eine liebliche Stimme, eine Stimme voll Wohllaut weckte ihn aus seinen Gedanken. Auf ihn zugekommen war eine junge Frau, eine blendende, siegreiche Schönheit.

„Ob ich's nicht gewußt habe, wo man ihn heute suchen muß," rief sie. „Treuloser Mensch, da haben wir die Stunde, die nie kommen sollte, die erste, in der ich vergessen war."

Das Teufelsweib, wie er sie nannte, weil sie verstand, was noch keine verstanden hatte: ihn zu fesseln, nahm seinen Arm; zärtlich und spöttisch suchte ihr Blick den seinen; die frischen, rosigen Lippen streiften sein Ohr und flüsterten: „Hast Du Dich

geweidet an ihrem Schmerz? Ist das die Großmuth, die ich an Dir liebe? Die Großmuth? — Geflunker! Ich liebe Dich, wie Du bist, und liebe Alles, was zu Dir gehört. Ich würde wohl auch das Gegentheil der Großmuth lieben, wenn es zu Dir gehörte . . . O, weh mir Armen, ich bin unrettbar verloren an Dich! . . ."

Sie schmeichelte, sie lockte, und rang ihm bloß ein zerstreutes Lächeln ab. Seltsam und unbegreiflich! er schritt neben ihr hin und hörte nicht, was sie sprach, und war sich der reizenden Nähe nicht bewußt, die sonst alle Geister der Lebensfreude in ihm entflammte.

Ihm war, als sei er der Zeit entrückt, dem Raume; mit starren Augen blickte er ins Weite. Ein Bereich, in das er nie geschaut hatte, öffnete sich ihm. Es wob und wirbelte

vor seinen Augen; das eigenthümliche Licht, das durch die bestaubte Glasdecke der Halle fiel, schien auf einen Punkt zusammen zu strömen, aus schimmernden Nebelschleiern hob sich ein liebliches Bild. Er allein sah es, ihm allein offenbarte eine lautlose Sprache: Du siehst die Zukunft.

— — — — — — — — —

Ein Garten voll Vogelgezwitscher und Blumenduft, über den ein milder Sommerabend seine ersten Schatten gleiten läßt, herrliche Bäume spreizen die Aeste, wiegen die Wipfel, alle Büsche stehen in Blüthe. Auf einem breiten Kieswege wandeln heitere, friedliche Menschen — der einst Blonde mit seinen schönen Kindern und seiner Frau. Auch auf ihren Scheitel ist der Reif des Alters gefallen, aber noch erhellt ein

Schimmer jugendlichen Glanzes die feinen Züge, und rasch und leicht schreitet sie am Arm ihres Sohnes. Sie hat gelitten — die Spuren des Leidens hat die Zeit nicht verwischt, sie liegen auf dem stillen Gesichte, nicht entstellend — verklärend. Sie hat gelitten, sie ist genesen vom Zweifel zum Vertrauen, vom Schmerz zum Glück.

Mit seligem Stolze blickt sie zu ihrem Sohne hinauf, bleibt stehen, wendet sich nach dem Manne und der Tochter um. Sie lächeln, sie eilen auf sie zu . . .

Ein Blitz — die Gestalten sind entglitten, der Hintergrund verdichtet sich, die reich verzierten Wände eines saalartigen Gelasses werden sichtbar. Köstliche Gemälde, Alterthümer, Bildwerke schmücken den hohen, wohlbekannten Raum. In einem Lehnsessel

am Marmorkamin ruht ein alter Mann und sinnt verrauschten Freuden nach. Sein Blick gleitet stumpf über all' das Schöne hin, das ihn umgibt. Todt — Alles todt! Das Kunstwerk ist todt für ein müdes Auge, ein erkaltetes Herz. Den Alten fröstelt. Nicht denken! Nicht denken . . . Die Vergangenheit ödet ihn an, die Gegenwart heißt Seeleneinsamkeit, und vor dem, was noch kommt — kommen muß, graut ihm.

Die Thür wird geöffnet; eine Frau tritt ein, sie, die stärker war als er, die sogar der Uebersättigung Trotz geboten hat. Da ist sie, so wunderbar, so berückend wie je — gekleidet. Ihr angeborenes Talent, sich zu putzen, wie hat sie's ausgebildet! Und ihr Talent zur Lüge dazu! . . . Das ganze Geschöpf eine Lüge. Lüge diese schimmernde

Haut und die nachtdunkle Farbe der Haare, und das immer noch kindliche Lächeln der bemalten Lippen und die liebkosenden Worte, die ihnen entströmen. Längst durchschaute und doch unüberwindliche Lüge . . . Das Haupt des alten Mannes beugt sich in Scham und Verzweiflung. Das Bild verschwindet.

* * *

Rainer und seine Gefährtin sind am Ausgange angelangt: „Sterben," spricht er halblaut und wie erwachend.

Die lebensprühende Schönheit an seinem Arme sieht ihn groß an: „Wer?"

„Du und ich. Das Alter ist trostlos für solche, wie Du und ich."

Sie lacht übermüthig: „Alter, Tod, was weiß ich und was will ich von ihnen wissen? Wie langweilig und geschmacklos Du heute

bist, mein vielgeliebter, mein bester Freund," erwidert sie, macht sich frei und eilt ihm voran, die Stufen des Bahnhofes hinab.

Neue Züge werden zur Abfahrt bereit gemacht, viele Menschen fluthen herein.

Aus einem offenen Wagen sind drei junge Herren gestiegen; sie haben das kleine Coupé bemerkt, dessen Kutscher in der Nähe von Rainer's Phaeton Aufstellung genommen hat, und rufen durcheinander:

„Ah, Victoire!"

„Reist am Ende auch."

„Wär' nicht übel!"

„Nein, nein, da ist sie!"

Die schöne Frau und die jungen Herren begrüßen sich wie vertraute Kameraden.

„Guten Morgen, Pietro, Max, Allain. Wohin denn?"

„Nach Monte Carlo.“

„Und wann kommt Ihr wieder?“

„Wann Sie befehlen,“ antwortet der, den sie Max genannt hat, und verschlingt sie mit den Augen.

„Nicht zu viel versprechen, mein Lieber. Wenn mir's einfiele, Sie beim Wort zu nehmen, was dann?“

Er flüstert ihr eine Antwort zu, die sie lächelnd anhört und leise erwidert; er begleitet sie und öffnet den Schlag des Wagens vor ihr. Sie hüpft hinein, beugt sich aus dem Fenster und winkt ihm zu.

Rainer hat auf der Treppe, in der Menge verborgen, all das mit angesehen. Ein schöner Mensch, dieser Max, und er liebt sie. Mit dem wird sie ihren „besten Freund“ betrügen . . . Pah! dann wird

der „beste Freund“ ihr den Laufpaß geben. Das steht ihm frei, jeden Augenblick. Er wird . . . aber jetzt noch nicht, jetzt gefällt sie ihm noch zu sehr.

Abermals — im Fluge, taucht das Zukunftsbild vor ihm auf. Er zuckt die Achseln, um seinen Mund bildet sich ein trotzig resignirter Zug: „Wer lebt, erlebt. Leben wir!“

Das blinkende Gefährt fliegt wieder dahin. Die Kohlfüchse greifen aus mit wegverschlingenden Hufen, eine Lust, ihnen zuzusehen. Sie jagen, sie stürmen dem kleinen Coupé nach, das sie einholen müssen.

Schattenleben.

Bist du dir schon einmal vorgekommen wie dein eigener Schatten? Ich mir wohl. Es ist ein seltsames, über allen Ausdruck friedliches Gefühl. Ich kann es in mir erwecken, wenn ich am Abend, besonders im Spätherbst, auf- und abgehe im geschlossenen Gang des ersten Stockwerks unseres Hauses. Er ist lang und ziemlich schmal und verbindet das hochgewölbte Treppenhaus mit einer Brücke, die in den Garten führt. An seinen Wänden hängen Teppiche und Bilder, die Fenster sehen auf

eine vierfache Reihe uralter Linden. Einst bildeten sie eine undurchsichtige Wand, und ihre Wipfel überragten das Dach. Jetzt sind sie dürr und gestutzt, große Lücken haben sich im Laube gebildet, das morsche Geäst stöhnt im Winde, der Boden ist mit schwarzen, dürren Zweiglein bedeckt, Greisenkindern, die spät geboren, früh schon abfallen. Sie führen einen kleinen Todtentanz mit welken, raschelnden Blättern im Sande auf. Manchmal auch nimmt der Wind einige von ihnen auf seine Flügel, trägt sie durch die Lüfte und wirft sie an die Scheiben, und das gibt einen leisen, dumpfen Ton, wie wenn Nachtfalter ans Fenster stoßen.

Sonst Alles ruhig, das große Licht am Himmel untergegangen, die kleinen Lichter im Hause noch nicht angefacht. Die Leute

gönnen sich eine kurze Rast vor der langen, die die Nacht bringen wird.

Ich bin allein mit den Geistern der Einsamkeit. Mein Gehen wird sehr bald ein Gleiten, ich brauche die Füße kaum mehr zu heben, ich bin federleicht, bewege mich vorwärts fast ohne mein Zuthun. Allerlei Gestalten tauchen dicht vor mir auf, aus dem Boden, aus den Wänden, oder kommen mir entgegen von weit, weit her. Und wenn ich an einem Ende des Ganges bin, weichen sie aus, scheinen verschwunden — sind wieder da, schweben mir nach . . .

Da taucht eine Erinnerung aus der Kinderzeit auf — und ich sehe mich rasch um, instinctmäßig. Ja, das war einst, das war eigen. Ich weiß, daß ich Jahre lang den Zweifel in mir trug, ob denn außer

mir noch etwas wirklich sei, ob ich nicht allein lebe, fühle, athme in einem ungeheuren Nichts. Wohin du nicht siehst, da ist nichts, dachte ich. Der Blick deines Auges zaubert die Welt, die du siehst, hervor. Ich war im Kampf mit diesem Nichts, das sich vor mir für Etwas ausgab; ich suchte es zu überlisten, es gleichsam auf der That zu ertappen. Ich rannte zuweilen im Garten vorwärts, so rasch ich konnte, und wendete mich dann plötzlich um und meinte: einmal wirst du's erwischen, das Weiße, das Leere. Aber ich erwischte es nie, es war immer schneller als ich; eh' ich mich umsehen konnte, hatte die Decoration sich wieder aufgestellt. Das fortwährende Mißlingen dieser Versuche betrübte mich übrigens nicht sehr, wie mich denn auch merkwürdiger Weise der Gedanke

nicht traurig machte, daß alle Menschen, die ich liebte, an denen mein Herz hing, nichts Anderes waren als Gebilde meiner Phantasie, die zerrannen, sobald ich sie nicht mehr ansah.

Und daß sich unter diesen Phantasiegebilden einige befanden, die mich mit großer Strenge behandelten, die ich fürchtete, denen ich gehorchen mußte, auch das beirrte mich nicht im Glauben an ihre Wesenlosigkeit. Dummes Kind, das ich war, und immer fröhlich, ohne Grund zur Fröhlichkeit . . . Arme, mutterlose Kindheit!

Ist der reich, der nicht weiß, wie arm er ist, oder doppelt arm? Arm oder reich, geliebt oder ungeliebt — ich *war*. O Glück zu *sein*, unausrottbare Lust am *Dasein*! Jetzt noch, in einem schwachen Nachhall

in einem S c h e i n des Lebens regst du dich. — Wie gut, zu sein, w i e gut auch, zu vergehen. Ins Nichts? O nein. Das hab' ich gelernt: Alles ist, nur nicht das Nichts. Kein banges Sterben, ein Scheiden in tiefster Seelenruh. Wie der Weg auch sei, Allweisheit hat ihn vorgezeichnet, Allwissenheit kennt sein Ziel. In seliger Zuversicht betret' ich ihn, kein Bangen vor dir, Allwissenheit!

Da schwebt er vorbei, der Schatten der Kindertage, und welche lange Reihe von Schatten ihm nach. Viele sind dunkel, düster und kalt, manche sind hold und duftig, wie die Schatten rosiger Wolken, die hinfliegen über das Gefild. Mir bangt nicht vor den dunkeln, ich freue mich nicht der holden, ich weiß nichts von Angst und von Freude, mir thut nichts weh und nichts wohl.

Nun tauchen Bilder auf. Wollt ihr mich Lügen strafen? Weckt ihr noch Freud und Leid? Ihr seid Erinnerungen. Wer hat euch gerufen? Geht dahin, wo eure Heimath ist — ins große Reich des Vergessens. In Scharen ziehen sie. Was doch ein langes Leben bringt und — nimmt. Vorbei, vorbei — nicht alle. Da sind einige, die wurzeln fest. Sie dräuen, sie möchten noch im Tode verwunden. Nun denn, beharrt; thut so weh, wie man einem kühlen, dahin gleitenden Schatten thun kann. Kindheit, Jugend, reifes Alter, Alles vergangen, Alles wie gehüllt in die Nebelschleier des Traums. Vergangene Freuden, überstandene Leiden sind wie geträumte Freuden und Leiden.

Nun wieder an der Glasthür angelangt und einen Blick hinaus geworfen ins Dunkel;

ein Wagen rollt. Die Hunde schlagen an. Jauchzendes Gebell. So begrüßen sie nur Einen. Große, wuchtige Schritte kommen rasch über die Brücke. Ist er's? Ja, das ist die geliebte Wirklichkeit. Eine hohe Gestalt tritt in die Thür:

„Aber Marie," sagt der beste aller Brüder, „so spät noch auf dem Gange, Du mußt Dich ja erkälten."

Verschollen.

Eine Künstlergeschichte.

In der Frühjahrsausstellung des Malerheim siegten die Jungen. Eine Reihe glänzender Artikel im großen Kunstblatt „Der Mystagog" feierte ihre Triumphe mit Wärme und Schwung. In einem der letzten sagte ihr Verfasser unter Anderem:

„Bogenlichtglänzend wirken diese psycho-physiologischen, von prometheïscher Urkraft brodelnden Schöpfungen. Mit dröhnenden Legionenschritten stampfen sie durch unsere neurasthenische, wurmstichige Welt, zer-

malmend unter ihren gigantischen Sohlen alle leimsiederisch breiige Sentimentalität, Moralität, senilen Verfall ankündigende Pietät; zermalmend auch alle trennenden Grenzen, ihren Codex in die einfache Lehre fassend (hier war die Fußnote angebracht: Simplex sigillum veri sagten sogar schon, die Modernen vorahnend, die faden Alten, denen doch sonst gar nichts ahnte): Das Kunstwerk offenbart sich als die ewige Umarmung, als das Durcheinander- und Ineinandersein aller Künste, der Quintessenz aller Wissenschaften und einiger Handwerke."

Das wurde schlagend dargelegt, die „Univocation" sämmtlicher bildenden Künste bewiesen, und dann der Uebergang zur Vereinigung mit der tönenden Kunst hergestellt. Da hieß es denn:

„Musik ist nicht bloß Architektur, auch Malerei, Bildhauerei, höchste Mathematik; sie erbaut, sie tanzt, meißelt, feilt, philosophirt. — Malerei ist Musik, begreift alles Wissen und Können der Schwesterkunst in sich, gibt sie wieder in Harmonien und Disharmonien, die volle, die ganze vom Gregorianischen Antiphonarium bis zum Zigeunerbaron. Wer hört nicht aus den dunkeln, tiefen Schattentönen Orgelklänge brausen? Wem gellt nicht aus den keck aufgesetzten Glanzlichtern lustiger Geigenjubel, übermüthiges Geschmetter der heitern Clarinette, der schallfrohen Zinke, des neckischen cornet à piston entgegen?"

Den Schluß des vortrefflichen Aufsatzes machte eine Art Compliment an die Adresse des Publicums, das endlich herangereift war

zum Verständniß des Unbegreiflichen und sich aufzuraffen begann aus der „muhenden" Lethargie, mit der es bis jetzt vor den neuen Thoren der gegenwärtig gewordenen Zukunftskunst gestanden hatte.

Das Publicum erwies sich dankbar und kaufte fast Alles. Keine Familie, die nicht wenigstens ein Bild besitzen wollte, aus dem man Philosophie studiren und Beethoven oder Offenbach genießen konnte. Die Säckel der neuen Meister schwollen; ruhmgekrönt und reich schickten sie sich an, die Stadt zu verlassen, um unter freiem Himmel rothe Sommerfreuden im Grünen zu genießen.

Im Atelier des vielgefeierten Heini Rufin war eine „Auf Wiedersehen-Orgie" mit kraftgenialer Turbulenz gefeiert worden. Der Morgen graute. Die Künstler und

ihre Damen taumelten fort; Heini blieb allein. In ein paar Stunden dampfte der Zug ab, der ihn zunächst nach den Bergen Oberösterreichs bringen sollte. Hinter einer Draperie verborgen, standen ein sauber gepacktes Kofferchen und eine elegante Malerausrüstung. Er zog sie hervor und lavirte sie bedächtig bis zur Thür zwischen dem charakteristischen Allerlei hindurch, mit dem der Boden bedeckt war: Ueberreste von Speisen und Getränken, Glas- und Porcellanscherben u. s. w.

Das Aufräumen der Stube war die Sache der Hausleute, aber seine Mappen, in denen indiscrete Hände gestöbert hatten, ordnete Heini selbst und stieß dabei eine Menge französischer Flüche aus, die er von seinem zweijährigen Aufenthalt in Paris heim-

gebracht hatte. Er öffnete auch mit einem Schlüsselchen eine große, immer verschlossen gehaltene Tasche, die bekritzelte, zerknüllte und wieder geglättete, zerrissene und wieder geflickte Papierstreifen und -Fetzchen enthielt. Das waren, in Gegenwart der Jünger mit beneidenswerther Virtuosität in raschen, kühnen Zügen hingeworfene Einfälle und Ideen, Geschenke des Augenblicks, die der erfindungsreiche Heini Rufin achtlos in die Ecke geschleudert hatte. Sobald aber die Schüler ihrer Wege gegangen waren, lag der Lehrer auf den Knieen und durchsuchte das Kehricht nach den ihm anvertrauten Schätzen. Sie hatten oft nur gewonnen an ihrem drastischen Aufenthaltsorte. Der schwarze Staub des Kohlenkorbs, die Asche in der Nähe des Ofens hatten gedichtet

und componirt, noch ungeahnte Effecte angedeutet, die seltsamsten Stimmungen anklingen lassen. Heini weidete sich schmunzelnd an dem Anblick der vielen Stoffe für zukünftige Verblüffungserfolge, die da angesammelt waren. Er hatte sich lange nicht mehr Zeit genommen, seine Vorräthe durchzusehen, und staunte nun über ihren Reichthum. Wenn ihm der Quell der Erfindung auch versiegen sollte, an Vorwürfen für Bilder würde er nie Mangel leiden; und welcher Laune immer die Mode gehorchen mochte, er konnte mit jeder gehen. O liebe Leute! — „Was Ihr wollt!“ geschreckt oder getröstet, angewidert oder hingerissen, Ihr könnt Alles werden.

Ein Blatt, das Heini eine Zeit lang betrachtete, machte ihn laut auflachen. Da

hatte er in übermüthig wilder Laune die letzten, athmenden Creaturen auf dem letzten, bewohnbaren Fleck der vereisten Erde hingezeichnet. Sie drängen, sie schmiegen sich an einander, in Feindseligkeit vereint; sie kämpfen einen grausigen Kampf, den Kampf um Lebenswärme, bilden einen schauerlichen, kaum entwirrbaren Knäuel, aus dem verglaste Augen stieren, weiße Lippen grinsen, fluchende Hände sich erheben . . .

„Hört Ihr ihr Zähneklappern? Seht Ihr, wie ihnen die Haut schaudert?“ hatte Heini die Jünger gefragt, die ihn umstanden und ihm zusahen, wie er „schmierte und schmierte“, und murmelte: „Chaque coup porte!“

Und dann kam der Schlußeffect, der seine Wirkung nie verfehlte. Heini ließ

einen Augenblick den Stift ruhen, betrachtete sein Werk und schleuderte es mit dem Ausruf: „Pah — Schmarn!“ zu Boden.

Diese Skizze da war nicht in den Ofenwinkel geflogen, sondern der Thür zu, durch die eben der Professor eintrat. „Den Alten“ nannten sie ihn in der Akademie, nicht wegen seiner hohen Jahre, sondern wegen seines eigensinnigen Festhaltens an einer längst überlebten Richtung in der Kunst. Der Alte war — zufällig oder nicht? — über Rufin's Zeichnung hinweg geschritten und hatte auf ihr die Spur seines feuchtschmutzigen Stiefelabsatzes zurückgelassen. Ein Halbkreis bildete sich über den eisstarrenden Firnen, ein kleiner, gespenstige, phantasmagorische Strahlen aussendender Halbkreis, ein — Mondregenbogen. Ein

Regenbogen auf einem Planeten, auf dem es nicht mehr regnet. Evoë! Das ist unbezahlbarer, waschechter, in die Posaune stoßender Unsinn, ein Schlag ins Gesicht des gemeinen, gesunden Menschenverstandes, der conditio sine qua non der sumpfzufriedenen, dickbreiigen Mittelmäßigkeit. Und o! des schrillen Widerspruches, der sich hier in eins zusammenballt: oben der Bogen des Friedens, also Versöhnung, Verheißung, unten Untergang in Verzweiflung. „Höllenmäßig dämonisch!" ironisirte Heini sich selbst und schob das Bild in die Mappe zurück.

Das Nächste, was ihm in die Hände kam, war eine Oelskizze. Schau, schau, er wußte gar nicht mehr, daß die unerschöpfliche Mappe auch dergleichen verwahrte,

zog das Stück bemalter Leinwand hervor und sah es an, erst flüchtig, dann immer aufmerksamer, betroffener . . .

„Sacrebleu!“ war das von ihm, das Ding? Es war nicht von ihm, das konnte er nicht. „Cré nom d'un nom!“ Was lag da drin in dem Ding, dem vermaledeiten! Ein Schatz an Können, den stundenlanges Sichhineinversenken eines sehenden und verstehenden Auges nicht zu heben vermöchte. Und doch war auf dem alten Leinwandfleck nichts dargestellt als ein Weiberarm in ein Drittel Lebensgröße. Ein Weiberarm und der Ansatz der Schulter und des Halses. Aber „Diable!“ damit hat der Maler das Ziel alles künstlerischen Verlangens und Sehnens erreicht. Er hatte es wiedergegeben, das uns Allernächste, uns

Innewohnende, überall Seiende und doch unfaßbare, das Selbstverständliche und ewig Räthselhafte — das Leben. Da pulsirte, da blühte es in Jugendherrlichkeit und schmeichelte sich liebkosend allen Sinnen ein. Die schlanken Finger der Hand dieses paradiesischen Armes ruhten auf dem nur in Umrissen, mit fast trockenem Pinsel angedeuteten Haupt eines Kindes; und in dem Ruhen, dem Berühren lag Schutz und Segen, und Heilkraft strömte von ihm aus. — So hatte er's gedacht und empfunden, der große Könner, der das gemacht hatte, so quoll's über mit Naturgewalt auf den Beschauer und machte in ihm jeden Blutstropfen wallen und jede Fiber erzittern, die im Herzen des Meisters — ja, der war's in Wirklichkeit — während seines Schaffens gewallt und gezittert hatten.

Das Machtwort des Künstlers: „Das sieh, das fühle!“ — da war's gesprochen.

Und bei diesem Werke hatte Heini vor Jahren seinen alten Lehrer gefunden — in Verzweiflung. Er stand vor der Staffelei, die starken, grauen Haare zerwühlt und krause Wellen bildend, die mächtigen Brauen zusammengezogen über den müden Augen mit ihren geschwollenen, gerötheten Lidern. Die scharf eingeschnittenen Thränensäcke, die wie mit dem Prägstock in das eckige Gesicht gepreßten Stirn- und Kummerfalten, der schmerzverzogene Mund erzählten mit herber Beredsamkeit von einem langen, in rastlos heißer Gedankenarbeit durchkämpften Leben.

Nie war der Lehrer dem Schüler so ehrwürdig vorgekommen wie in diesem Augenblick, und so greisenhaft kindisch, da

er im Zorne die breite Hand zur Faust ballte und mit dieser durchaus nicht einladenden Gebärde Heini zurief:

„Herbei! Vorwärts, vorwärts, Kaulquappe! Blas Dich auf, zukünftiges Fröschlein! Jetzt bist Du dran. Der Alte ist fertig. Was er kann, gefällt ihm nicht mehr, und was Ihr könnt, noch nicht!“

Die Staffelei hatte einen Fußtritt bekommen und war umgestürzt, und Heini hatte dem Alten ermunternd und tröstend zugesprochen und sich sehr überlegen und klug gefühlt. Der Professor beruhigte sich, er lachte sogar und schien erfreut, als Heini sich die Studie ausbat, die der Alte mit Ingrimm von sich geschleudert hatte. Was ihm geschenkt wurde, wußte er damals noch nicht. Er dachte unbefangen:

vielleicht kann ich's brauchen, nahm es mit, schnitt es vom Rahmen herunter, verbarg es in der Vorrathskammer und vergaß es.

Und jetzt hatte es sich ihm in Erinnerung gebracht, auf Nimmerwiedervergessen, denn jetzt wußte er, was an der Arbeit war, erfaßte völlig ihren Werth . . . „Diantre!" den Arm da in originellem Rahmen, unter Glas, signirt: Heini Rufin, im großen Saal des Malerheim bei der nächsten Ausstellung — der Gedanke packte, der berauschte ihn.

Daß der Alte nicht reclamiren werde, dessen konnte er sicher sein; der Alte war verrückt geworden. Er hatte eine Menge seiner letzten Bilder und Skizzen ins Feuer geworfen und war aus der Stadt verschwunden. In seiner

Wohnung, in der Kunstfreunde und -Händler und einige seiner Schüler noch sehr oft und noch lange Zeit nach ihm fragten, hieß es: „Er ist verreist, wir wissen nicht wohin." Ein paar seiner Bekannten wollten ihn in Oberösterreich getroffen haben, der an einem See, Jener auf einer Alpe, Keinem aber, der sich ihm näherte, wurde die Erwiderung eines Grußes oder einer Ansprache zu Theil. Ein ablehnendes Gebrumm, der breite Rücken eines Entfliehenden war Alles, was die Neugierigen oder die Verehrer von dem Herrn Professor zu hören und zu sehen bekamen. Man wurde endlich müde, sich ihm aufzudrängen, man gab ihn auf.

Er war längst verschollen, er war ganz gewiß — Heini machte das Zeichen des Kreuzes in der Luft und begrub ihn. Auch

seine Werke waren begraben in den Katakomben, zu denen die Jugend nicht mehr wallfahrtet — in Bildergalerien. Im Handel kamen Arbeiten des Alten kaum noch vor oder höchstens bei Auktionen nach einem Trauerfalle. Dann freilich wurden sie mit horrenden Preisen bezahlt.

Heini versank vor seiner Armstudie in scharfes und eifriges Nachdenken. Der Mann der phantastischen Erfindungen, der Maler des Unerhörten war ein sehr überlegter, sehr kaltblütiger Gesell. Sicher ist sicher! Wenn er auch fest überzeugt ist vom Tode des Alten, bevor er über seine Verlassenschaft verfügt, will er an seinem Grabe gestanden haben. Dieses Grab zu suchen, fuhr er aus. Seine Reise in die Alpen hatte einen bestimmten Zweck erhalten.

Drei Wochen lang blieben seine Nachforschungen fruchtlos; endlich aber kam er, in einem Dörfchen in der Nähe von Heiligenblut, auf die erste Spur des Malers. Ein alter Mann, der der Beschreibung, die Heini von ihm machte, vollkommen entsprach, hatte vor einigen Jahren eine Zeit lang da gewohnt, war aber plötzlich abgereist, tiefer ins Gebirge hinein. — Warum? Ja, warum — weil ein paarmal nach einander Sommerfrischler vom Muschlsee herüber gekommen waren, die bei seinem Anblick die Köpfe zusammengesteckt und ihn angegafft hatten. Und Einer redete ihn an und nannte ihn „Herr Professor“. Das Alles ist ihm zuwider gewesen; er hat die Stadtleute mit ihrer Neugier und Zudringlichkeit nicht leiden können. Man

hat ihn nachher in der Gegend nie wieder gesehen.

Heini zog von Ansiedlung zu Ansiedlung, von Almhütte zu Almhütte, forschte dem Verschwundenen überall mit feinstem Spürsinn nach und gelangte endlich zu der Gewißheit, die ihm die erwünschteste war.

Ein kaiserlicher Jäger, dessen Bekanntschaft er auf einem seiner Ausflüge machte, hatte vor zwei Jahren im Spätherbst mit einem Herrn, der kein Anderer sein konnte als der Professor, in der Schutzhütte auf der schwarzen Schneid übernachtet.

„Der Herr hat sich in den Bergen so gut ausgekannt wie ich selber,“ sagte der Waidmann, „und so hab' ich ihm nicht weiter viel abgerathen, wie er in der Früh gegen Alpenkocheln aufgebrochen ist. Ein gefähr-

licher Weg überhaupt, und gar in der Jahreszeit. Einen Grad unter Null hat es gehabt, und ein tüchtiger Schneefall hat gedroht. Der alte Herr mußte seine Tollkühnheit auch büßen. Nach Alpenkocheln ist er wohl gekommen, aber wie? — als Leiche. Und wann? — erst im Frühjahr. Da hat ihn der Ziegenfranzl gefunden. Unter einem Felsvorsprung im Eis: fast unversehrt, aber beraubt und bis aufs Hemd ausgezogen. Er ist dort auf dem kleinen Friedhof begraben worden."

„Begraben!" fiel Heini dem Erzähler in die Rede. „Todt, begraben . . . in Alpenkocheln . . . wirklich?"

Das wurde mit solcher Gemüthsbewegung hervorgepreßt, daß der Jäger theilnehmend fragte, ob der Verunglückte vielleicht zu Heini's „Freundschaft" gehört hätte.

„Ein großer Maler ist er gewesen und mein Lehrer,“ erwiderte Rufin.

„Ein Maler, richtig!“ das hatte der Jäger ohnehin schon gedacht. Die Maler — man trifft ihrer genug hier herum — haben eine besondere Manier, sich die Dinge anzusehen; so ein bißchen die Jägermanier. Bei dem alten Herrn machte sie sich auffallend bemerkbar. Er war voll Eigenthümlichkeiten und Einer von Denen, die man nicht wieder vergißt, wenn man auch nur eine kurze Zeit mit ihnen verkehrt hat.

Der Jäger citirte Witze von ihm, in denen Heini lauter Bekannte begrüßte. Einst waren sie ihm „zum Hals heraus gewachsen“, jetzt bejubelte er jeden und fand ihn — im Gebirge liebte er's, seine

Sprache im „schuhplattlerischen" Genre zu halten: „sakrisch gut."

„Ich geh' morgen nach Alpenkocheln," sagte er auf einmal und wiegte sich recht bäuerisch in den Hüften. „Ich muß dem Alten sein Grab besuchen."

„Aha!" er wolle ihm gewiß ein Monument setzen lassen, meinte der Jäger. Vor drei Jahren sei drüben in Mattern auch ein Fremder abgestürzt, und im Sommer wären dann „Herrschaften" gekommen und hätten ihm auf dem Dorffriedhof etwas Wunderschönes errichten lassen. Wie eine Capelle sähe es aus und hätte einen Namen, den der Jäger sich nicht merken könne: „'s ist was von einer Maus dabei."

Heini lächelte. Das war ein Wink, den er beachten wollte. Der berühmte

Schüler gedenkt dem verschollenen Lehrer, wenn auch nicht ein Mausoleum, doch ein Denkmal zu errichten. Er eröffnet eine Subscription. Die Anderen tragen Geld bei, er gibt mehr, er gibt seine Idee, seine Kunst, seine Zeit; der Entwurf zu dem ganz einzigen Denkmal ist von ihm. Zu reich für den, den es ehrt, zu grandios in der Erfindung, aber — zügle Du die Phantasie eines Rusin, gebiete dem Maß zu halten, wenn sein Herz überquillt, dieses Kinderherz in der Brust des genialen, männlichen Mannes!

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, begab er sich, von einem Führer begleitet, der sein Gepäck, seinen Malkasten und seine Feldstaffelei trug, auf die Wanderung nach Alpenkocheln. Ihm war herrlich

zu Muthe, und herrlich war die Welt, die ihn umgab, und wonnig war's, ihre feine, reine Luft zu athmen und dahin zu schreiten, jung und rüstig, und mit dem beseligenden Glauben an eine große Künstlerzukunft im Herzen.

Der Weg führte zuerst durch steil aufsteigende Schluchten, dann ging's Stunden lang durch den Wald. Manchmal, an abgeholzten Stellen, bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die Gletscher und Berge. Ihre Häupter ragten in den strahlenden Morgenhimmel, dichte Nebel wallten und ballten sich über ihren Abgründen und Thälern, ihre Felswände schimmerten wie Metall, eine kleine, kräftige Vegetation von Krummhölzern und Moosen bildete dunkle Adern in dem Steingeklüfte, dem sie ihr Dasein abgetrotzt hatte.

Heini blieb stehen und versank in entzückte Betrachtung.

„Schön ist's bei Euch," rief er seinem Führer zu, und der wortkarge Bergseppl mit der schweren Zunge murmelte kühl:

„Hau jo."

Er schien ohne Sinn für Naturgenuß und ziemlich stumpf überhaupt, und doch, man sah es wohl, ging die Gedankenmühle in seinem Kopfe nicht leer; er lauerte und spähte ohne Unterlaß, während er vor Heini herstappte, gebeugten Rückens, etwas schlottrig und knieweich, aber mit Schritten, die den Maler zwangen, sich zeitweise in Trab zu setzen, wenn er den angeschlagenen Tact nicht verlangsamen wollte.

Auf einmal hielt Bergseppl an, wendete sich, ein heiserer, halb erstickter Ton brach

aus seiner Kehle; er streckte die Hand aus und deutete auf einen winzigen, kaum sichtbaren Punkt, hoch oben auf der Felsenwand: „A Gams!" sprach er, und aus seinen Augen blitzte ein Wildschützen- und Raubthierblick . . . Wer den malen könnte!

„Wer all' das malen könnte!" dachte Heini gar oft an dem Morgen. Nie durchdrungener, nie inbrünstiger als am Ziel seiner Wanderung, da er auf dem grünen Vorberge stand, auf dessen Abhang der Friedhof von Alpenkocheln ein ummauertes Viereck bildete.

Friedhof — ein schönes Wort. Ja, hier herrscht Friede. „Wer das malen könnte," seufzte Heini; „diese Stimmung! Und euch, wie ihr da drinnen schwimmt

in dem Glanz, in dem Duft!" Er breitete seine Arme den rosig überhauchten Alpenketten entgegen. Eine Weile noch dauerte diese Verzagtheit, dann schnellte sein Selbstbewußtsein neu gestärkt nach dem Demuthsanfall empor. „Ich kann malen!" schrie er laut auf. „Wer Heini Rufin heißt, wer's in den Fingern hat und so vor der Natur steht mit diesem Erfassen, diesem Begreifen — der kann!"

Er nahm ein großes Skizzenbuch aus dem Rucksack, den er umgehängt hatte, und schickte den Führer voraus in die Dorfschenke, wohin er ihm in ein paar Stunden nachkommen wollte. Der Weg ins Dörfchen war nicht zu verfehlen. Man sah die Dächer der wenigen Häuser, aus denen es bestand, ärmlich und grau und mit

Steinen beschwert, beim Abstieg vor sich liegen. Am Nachmittag sollte es dann weiter gehen nach Mattern.

Heini betrat den Friedhof. Er hatte kein Thor, nur einen Eingang, breit genug, um einen Sarg und seine Träger durch zu lassen. Die Wege und die Grabhügel waren mit Gras und Wiesenblumen überwachsen. In der Mitte der stillen Ruhestätte erhob sich ein Capellchen, halb verfallen und wohl nur noch selten betreten. Und doch öffnete es so gastlich und bescheiden einladend sein verwittertes Pförtlein.

Rufin war geraden Weges darauf zugegangen; es wehte ihm kalt entgegen aus den rissigen Mauern und von den Steinfliesen herauf: alten Grabplatten mit verwischten Inschriften. Auf den Gesimsen

über dem morschen, hölzernen Altar und den halb abgebröckelten Pilastern waren bis hinauf zur Decke Todtenschädel geschichtet, die unheimlich grinsend aus ihren leeren Augenhöhlen hinaus zu blicken schienen ins sonnige Leben. Verdorrte, mit Schimmel bedeckte Kränze, Heiligenbilder in goldpapiernen Rähmchen hingen an den Wänden. Arme Zeichen treuer Erinnerung — wer gedenkt noch Derer, die hier liebreich ihrer Entschlafenen gedachten?

Die zwei verhältnißmäßig großen Fenster der Capelle lagen einander gegenüber, und der Ausblick, der sich aus ihnen darbot, bildete einen eigenthümlichen Contrast. Eines sah auf wildes, wüstes Steingeröll zu Füßen hochragender Firnen; dräuend und unnahbar standen sie da in stolzer

Todesmajestät, die weißen, königlichen Häupter von schimmernder Glorie umleuchtet. Und drüben aus dem nach Osten gelegenen Fenster ein andres, ein allerlieblichstes Bild. Grün, unendliches Grün, ein Meer von Grün in allen denkbaren Schattirungen, vom dunkeln Grün des Nadelholzes und der Moose bis zum hellen der Farrenkräuter und dem Seegrün der Fettpflanzen, die aus der Friedhofsmauer brachen. Der Friedhof selbst aber war eine Welt von Blumen, ein buntfarbiges Beet von Vergißmeinnicht, Nelken, feurigen Ranunkeln. Es sah aus, als ob eine Feenhand einen riesigen Frühlingsblumenstrauß gepflückt und über dieses Fleckchen Erde ausgestreut hätte . . . Und dort im Winkel lag das Grab, das Heini suchte; er hatte sich die Stelle durch den Jäger

genau bezeichnen lassen. Dort schlief der Alte einen traumlosen Schlaf, drückte sich in die Ecke, um der Jugend, die im Triumphmarsch heranzog, bescheiden Platz zu machen — oder um sich stolz noch im Tode zu vereinsamen, wie er sich im Leben vereinsamt hatte?

Sein Hügel erhob sich als der letzte, der hier errichtet worden war, zwischen eingesunkenen Gräbern und umgestürzten Kreuzen. Ein Flor von wilden Geranien hatte einen purpurnen Königsmantel über ihn gebreitet.

Einen bessern Aussichtspunkt auf das Grab, als dieses Fenster ihm bot, hätte Heini nicht finden können; er setzte sich in die kleine, alte Kirchenbank, kniff die Augen zusammen und fing an zu zeichnen. Fast

Alles, was er sah mit diesen halb zugekniffenen, körperlichen Augen, und immer mehr und mehr von dem, was er allein sah mit seinem inneren Auge. Die Erde wurde ihm Schneewittchens gläserner Sarg; hinter zarten Schleiern lag der große Todte in seiner erhabenen Ruhe, eine kraftvolle Herrschergestalt. Sie, der Mittelpunkt des grandiosen Gemäldes, das da entstehen sollte und dessen Umrisse der Stift des Künstlers mit Leichtigkeit aufs Papier zauberte. Nie war ihm die Arbeit so von der Hand gegangen. Wie von selbst fügte und gruppirte sich das Ganze, und diesmal war wirklich jeder Strich ein Treffer, und schon in dieser ersten Skizze kam die Idee so klar und sieghaft zu Tage wie nur selten bei einem „Heini Rufin".

„Des fremden Königs Grab“ sollte das Bild heißen. In der Fremde hatten sie ihn bestattet, der ein König war in seiner Kunst, und die Ahnung seiner begnadeten Nähe hatte die Erde durchzittert und die Lüfte, und zu gespenstischem Leben erweckt und neu in Menschenform geballt, was seit Jahrhunderten gemodert hatte, in Staub zerfallen verweht worden war. Und die im Frieden und die im Kampf und in Mühsal Hingegangenen aus Nah und Fern, und die Abgestürzten im Felsgeklüft, die Verirrten im Walde, und die Opfer des Sturmes und die Opfer des Sees, in langen Zügen kamen sie, in lichten Scharen. Von den Höhen wie wallende Wolken, wie gleitende Nebel, aus den Tiefen wie qualmender Rauch. Schon waren in dem Gewoge

einzelne Gestalten zu erkennen, und seltsam ergreifend und schauerlich das Suchende, das Verlangende in erloschenen Augen, die verzehrende Sehnsucht dürstender Lippen, ins Leere gebreiteter Arme. Der gewaltige, unwiderstehliche Drang des Dahingeschwundenen nach dem Sein riß sie hierher mit Sturmesmacht, die Zahllosen, die das Mal der Vergänglichkeit auf den fahlen Stirnen trugen, zu der Stätte, an der ein Unsterblicher ruhte. Zur neidvollen Huldigung jagten und stoben sie einher, und jeder ihrer Blicke, jede ihrer Gebärden sprach:

„Verewigter, die Todten grüßen dich!"

Die Zeit verging, wie sie nur dem Schaffenden vergeht. Heini zeichnete und zeichnete. Was er nicht Alles sah — was

ihm nicht Alles einfiel! Und was die gehorsame, treue, fleißbeseelte Hand nicht sofort festhielt! Alles da, die ganze, in sich abgerundete Composition im Kleinen — im Keime nur — aber welcher Entwicklung fähig! Mit einem Male, ganz plötzlich, versagte seine Kraft, eisiger Frost schüttelte ihn, seine Finger waren steif, ihre Spitzen wachsgelb geworden. Niederschmetternde Müdigkeit, wüthender Hunger überfielen ihn wie ein paar Wölfe. Jetzt mußte er aufhören. Im Rucksack fand sich ein Stück Brot, das er auf dem Fleck verzehrte. Dann verließ er die Capelle und schritt durchs hohe Gras, auf dem weichen, quellendurchsickerten Boden bis zum Grab des Alten. Eine kindische Regung ergriff ihn, er schlug sein Skizzenbuch auseinander,

hielt es dem Hügel entgegen und fragte: „Wärst du zufrieden, Meister?“ — „Du wärst zufrieden!“ antwortete er sich selbst. „Du hättest das nicht machen können, vielleicht nicht machen wollen, aber gefallen hätte es dir doch. Du warst ein Mann und fähig zu loben und zu lieben, was deiner eigenen Richtung feindlich entgegen stand.“

Noch einen Blick auf sein Bild, und wieder lief es ihm kalt den Rücken hinab. Jetzt aber mit einem Wonneschauer. Aus seinem eigenen Werk wehte der Athem der Größe ihn an. Er sah es im Geiste in der nächsten Jahresausstellung an dem selben Platze hängen, an dem Schindler's „Pax“ gehangen hatte, und daneben seine Armstudie. Die seine, ja, natürlich. Jetzt

dämmerte es in ihm auf — die Geschichte mit dem Alten war ein Traum, und jener Arm der des schönen Modells zu seiner „gefallenen Vestalin". Oder war's vielleicht der Arm der blonden Netti, den er an jenem tollen Abend . . . Wenn er sich scharf besann . . . Nun lachte er laut und ziemlich albern auf. Sich scharf besinnen mit dem wüsten Kopf, in dem die Vorstellungen flatterten wie Vögel, die noch nicht flügge sind. Genug gedacht für heute. Im Kopf ist's wüst, der Verstand ist hin. Aber in der Brust dehnt sich's und quillt, rauscht der Born unversiegbarer Frische und Jugend. O Künstlerblut — Künstlernatur! Heini empfindet mit himmlischem Entzücken die höchste Seligkeit, die ein Menschenkind zu empfinden vermag: Er fühlt sich.

Ihm war, als flöge er den Berg hinab. Ein Fußpfad führte über felsigen, nur spärlich bewachsenen Grund zu der kleinen Hochebene, auf der das Dörfchen lag. Er mußte ihm schon nahe sein, mit Getreide bebaute Feldstreifen ließen auf die Nähe menschlicher Ansiedlungen schließen. Und da war auch das erste Haus. Unter hohen Kastanienbäumen erhob sich sein weit vorspringendes Giebeldach, die grünen Jalousien standen alle offen, die hölzernen Säulen der kleinen Altane im ersten Geschoß waren grün umrankt, und an der Ecke stand ein Rosenstock, der seine Zweige schon bis zum Dach hinauf getrieben hatte, köstliche, von weißen Knospen strotzende Guirlanden über die Fenster hängen ließ und überhaupt sehr gewillt schien, allmälig das

ganze Haus mit seinen starken und zierlichen Armen zu umfangen. Ein ziemlich großer, schattiger Garten zog sich hinter der Hecke hin, und nun vernahm Heini ein Geräusch, das ihm unsagbar lieblich klang, das muntere, eifrige Plätschern eines Brunnens. Ein Trunk frischen Wassers wäre ein Labsal gewesen für den Dürstenden. Aber er hätte einen hölzernen Zaun und die Hecke übersteigen müssen, um in den Garten zu gelangen, ein Eingang war nirgends zu sehen. — Schon wandelte die Versuchung ihn an, einen Einbruch zu wagen, als er einen Menschen erblickte, der bei einem Gemüsebeete jenseits des Hauses mit dem Einsetzen von Pflanzen beschäftigt war.

„He, Zens! Wastl, Hiesl, oder wie Ihr heißt!" rief er ihn an.

Der Arbeiter hob den Kopf, wendete sich und kam auf Heini zu, gemächlich, den Setzstock in der herabhängenden Hand, die er baumeln ließ. Ein grober, breitrandiger Strohhut bedeckte seine Stirn und seine Augen, sein weißer Bart hing ihm über die Brust herab auf den schmutzigen Kittel, die weite, aufgekrempte Hose umschlotterte seine Beine, an den Füßen trug er dunkle Socken und gelbe, ausgetretene Schuhe.

Mit einem Blick, den er an der breiten Gestalt herunter gleiten ließ, sah der Maler das Alles und fragte sich: „An wen mahnt der Alte nur?" Doch hielt er sich bei dem Gedanken nicht auf, sondern schrie:

„Wasser, ich bitt' Euch, Wasser, ich vergeh'!"

Hätte er das Brünnlein nicht rauschen

gehört, er wäre ruhig weiter gewandert. Sich ungelabt in der Nähe eines sprudelnden Quells befinden, mit solch' lechzendem Durst wie der seine, das konnte er nicht ertragen. Der Alte antwortete nicht, aber Heini sah ihn ins Haus gehen und wieder heraus kommen mit einem großen Henkelglase. Dann begab er sich an den Brunnen — er that Alles ruhig und behäbig nach Bauernart.

Das gefüllte Glas wurde über den Zaun gereicht — Heini griff danach — ergriff es aber nicht. Und in der Stellung verblieben die beiden und starrten einander an mit erschrockenen und dräuenden Augen.

Auf einmal murmelte der Alte einen deutschen Kernfluch und machte eine Bewegung, die Heini veranlaßte, zur Seite zu springen, denn er meinte, das Glas müsse

ihm an den Kopf fliegen. Dabei stieß er ein „mille sacrés tonnerres!“ mit erstickter Stimme hervor.

Der Todte! Da stand er vor ihm und war ganz lebendig, der vermaledeite Todte! Er sah sogar blühend aus, wenn man das von einem Greise sagen darf, und jedenfalls gesunder denn je.

Mit grimmigem Hohne brach er los: „Kaulquappe! Was willst Du? Was suchst Du? Was hast Du wieder für Schmerzen, denen ich abhelfen soll, Du Streber, Du! . . . Bist umsonst gekommen, wisse, ich thu' nichts mehr, ich helf' Niemandem mehr, und Alles, was ich Dir zu sagen habe, ist: Pack' Dich!“

Empört über diesen Empfang, empört darüber, daß er den Alten noch am Leben

fand, nahm sich auch Heini kein Blatt vor den Mund. Seine Erwiderung auf den Willkommgruß lautete: „Ich habe Sie nicht gesucht, ich will nichts von Ihnen. Ich komme von Ihrem Grabe, und wenn mir etwas leid thut, rasend leid, so ist's, daß Sie nicht drin liegen!"

Diese Worte übten eine besänftigende Wirkung auf den Alten aus. Er faßte den ungebetenen Gast scharf ins Auge mit dem seinem Schüler wohlbekannten, Herz und Nieren prüfenden Blick, vor dem das Innerste des Menschen sich dem großen Künstler entschleierte.

„Trink'!" rief er brüsk und reichte Heini das Glas, und der ergriff es mit Hast und trank es leer, ohne abzusetzen. Dann that er einen tiefen Athemzug und murmelte:

„Köstliches Wasser!“

Der Alte hatte geduldig zugesehen, wie er sich erquickte. „Willst noch?“ fragte er.

„Möcht' gern.“

„So komm' herein.“

Es war ungefähr in der Weise gesagt, in der man zu einem Hunde spricht, der einen eben geärgert hat, und dennoch folgte der empfindliche Heini dieser Einladung und dem mürrischen Winke, der ihn aufforderte, sich ein Stück Weges längs des Zaunes zurück zu begeben und um die Ecke zu biegen. Dort erwartete ihn schon der Professor hinter einer schmalen, durch Gesträuch fast völlig verdeckten Drahtgitterthür, die er geöffnet hatte, und ließ ihn in den Garten ein. Der war nichts Andres als ein gewöhnlicher Bauerngarten. Ein Wiesenplatz, auf dem

auch Unkraut vortrefflich gedieh und Obstbäume standen. Fast lauter alte. Ihre knorrigen Stämme, ihre wunderlich verkrümmten Aeste trugen weiße Hemdchen aus Flechte und warme, köstliche Moospelze, dunkel, mit lichten Spitzen. Die Zweige aber verschwanden unter dem reichen, flockigen, dem rosigen Schnee ihrer Blüthen.

Der Alte bemerkte, daß Heini die Augen bewundernd zu dieser Frühlingspracht erhob. „Verblüffend — was? Sag's nur, Dein Lieblingswort; ich werde drüber nicht mehr wüthend wie einst, ich werde überhaupt nicht mehr wüthend," behauptete er und machte dazu fürchterlich zornige Augen.

„Versprechungen, lauter Versprechungen!" fuhr er fort und sah flüchtig zu den blühenden Bäumen hinauf. „Wart' nur, wenn

die Reife kommen soll. Kaum grün geworden, fallen die Früchte ab, und was wird aus dem Wenigen, was nicht abfällt?"

Sie waren in die Nähe des Hauses gekommen, zu den Gemüsebeeten. Ein Greis saß dort auf einem Bänkchen und hielt Siesta.

„Der frühere Eigenthümer, jetzt Mitbewohner des Hauses," sagte der Professor und rief ihn an: „Herr Simon, was wird aus unserem Obst, wenn's eins gibt?"

Der Greis stand auf. Er hatte ein feines, hübsches Gesicht und regelmäßige Züge, mit kindlich-einfältigem Ausdruck, und erwiderte: „Futter für die Schwein'."

Heini zuckte die Achseln, ging rasch auf den mit Sand bestreuten Vorplatz des Hauses zu und stellte das Glas auf den Sims eines

der offenen Fenster. Dann nahm er den Rucksack von der Schulter, zog sein Skizzenbuch hervor, und in den Schatten der hohen Kastanienbäume tretend, schlug er es auf und hielt es mit ausgestreckten Armen dem Meister hin. Der war ihm gefolgt und pflanzte sich vor dem Bilde auf und betrachtete es ganz und gar in seiner, allen Jüngern der Akademie wohlbekannten Manier. Die Arme in die Seiten gestemmt, die Füße ausgespreizt, den Kopf so weit vorgeschoben, als sein kurzer Hals es zuließ, die Augen, die immer größer wurden, unverwandt auf den Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit gerichtet. Wenn er etwas so ansah, horchte die ganze Schule auf, dann kam aus seinem Munde Leben oder Tod — ein unerbittlicher Verdammungsspruch oder das höchste Lob.

Heini Rufin fühlte kalte Tropfen über seine Stirne perlen, und er fühlte sein Herz überall schlagen, in der Brust, in den Schläfen — in den Fingerspitzen. Und der verdammte Alte schwieg und schwieg. Heini ertrug die Erwartungsqual nicht länger und quetschte mit herausforderndem Galgenhumor ein Wort aus seiner Kehle, ein einziges Wort, eine Frage:

„Schweinefutter?"

Der Professor reagirte nicht. Sein Ausdruck veränderte sich nicht, blieb immer gleich unerforschlich, und was er endlich sprach, war weder Lob noch Tadel: „Das Grab des stützigen Esels! Ich habe dem stützigen Esel gesagt: Dort kommen Sie nicht durch; folgen Sie mir, bleiben Sie bei mir, ich bring' Sie hinunter, ich kenn'

den Berg. Alles umsonst. Der Stützschädel war voll Mißtrauen, hat Alles besser gewußt. Und war hier doch fremd. Ich weiß nicht, wer er war."

„In dem Grabe da liegt nicht er. Sehen Sie nicht, wer in dem Grabe da liegt?" rief Heini. Er hätte sich auf den Boden werfen, weinen mögen, heulen, wüthen!

„Soll ich das sein?" spöttelte der Professor. „Mir scheint wirklich. Und das Publicum, das daher kommt, mir zuseh'n, wie ich modre."

„Sie vermodern eben nicht! Sie leben!"

„Richtig — symbolisch. Impressionistisch — symbolisch gedacht, realistisch ausgeführt. Oder gibt's das nicht? Red' ich Unsinn? Du mußt verzeih'n, ich bin ein

alter Ignorant, kenn' mich in der Sprache der neuen Kunst nicht aus."

Er vertiefte sich wieder in die Betrachtung des Entwurfes. Ein schwacher Luftzug bewegte die Wipfel der Bäume, kleine, unbestimmte Lichter glitten durch das Blätterdunkel, huschten über das Bild hinweg, brachten wirkliche Bewegung in die Massen seiner phantastischen Gestalten. Die Brauen des Meisters zogen sich immer finsterer zusammen.

Heini's Arme begannen zu erlahmen, und eine tödtliche Verzagtheit schlich ihn an. „Es wird nichts!" stammelte er.

„Ein echter Rufin wird's, ein guter; für die Leute natürlich, die mit der Mode gehen."

Heini wollte nur die Worte gehört haben,

die ihn freuen konnten: „Ein guter Rufin.“ Er hätte ein absprechendes Urtheil jetzt nicht ausgehalten: „Halbe Lebensgröße,“ sagte er. „Abendstimmung. Die Nacht schickt ihre Schatten voraus. Fahlgrauer Himmel. Ueberhöht?“

„Behüt's!“ fiel der Meister ein. „Dieses Gelichter kommt nicht von oben, ist Erdenschaum, niederträchtiger; das geht ins Breite.“ Er sann noch eine Weile nach und hob langsam den Blick von dem Bilde zum Maler hinauf. Ein kurzes Zögern noch, dann sprach er: „Der Hunger sieht Dir aus den Augen. Ich will Frau Simon fragen, ob sie Dir etwas zu essen geben kann.“

Er nahm den Rucksack auf — da half kein Depreciren — ging voran ins Haus, und während er selbst sich in die Küche

begab, ließ er den Gast ins erste Zimmer links vom Eingang treten. Die Stube war geräumig und kühl, die Einrichtung: einige Holzsessel, eine alterthümliche, geschnitzte Truhe, höchst einfach. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch und auf ihm eine Anzahl irdener Teller, ein mit Apfelwein gefüllter Krug, eine hölzerne Platte mit Butter und Käse. Neben dem Gedeck lag ein angeschnittener Laib Schwarzbrot. Der Hausherr war bald wieder da, er trug einen Napf voll köstlich duftender, gebratener Kartoffeln, und gleich nach ihm erschien Frau Simon mit einem Fleischgericht.

„Alles, was wir haben," sagte der Professor. „Du mußt vorlieb nehmen, auf Gäste sind wir nicht eingerichtet."

Das bescheidene Mahl war bald verzehrt, Heini's Heißhunger bald gestillt. Die Nähe des Meisters wirkte bedrückend auf ihn; ihm war, als säße er bei Tische mit einem vom Tode Erstandenen. Er haßte ihn und konnte sich doch der mächtigen Anziehung nicht erwehren, die der Mann von jeher auf ihn ausgeübt hatte. Ja, er haßte und er liebte ihn, den unvergleichlichen Lehrer, der ihn oft grausam gepeinigt und verhöhnt, ihm aber immer geholfen hatte, wenn einmal Erfindungsebbe eingetreten war, oder eine technische Schwierigkeit, die dem Schüler unüberwindlich schien.

Der Hausherr, der Anfangs recht einsilbig gewesen, begann gesprächiger zu werden, als der Gastfreund sich nach seiner Lebensweise erkundigte. Er erzählte von

seinen Ausflügen, von Bergbesteigungen, Kahnfahrten in den Jahreszeiten, in denen das herrliche Land nicht verseucht wird durch Sommerfrischler- und Touristengezücht. In der kleinsten seiner Schilderungen verrieth sich der gewiegte Kenner, der leidenschaftliche Freund der Natur. Ueber die Frage Heini's, ob er den Umgang mit seinesgleichen nicht vermisse, lachte er.

„Ich geh' um mit meinesgleichen und auch mit weit höher Gestellten, viel, viel mehr als sonst. Ich lese. Unter der Adresse ‚Alois Simon' kommen regelmäßig Sendungen von Büchern und Zeitschriften nach Mattern und werden dort auf der Post abgeholt. Im Sommer jede Woche einmal, in der schlechten Jahreszeit so oft der Weg passirbar ist. Ich weiß von Allem, was vorgeht

in der Welt, und freue mich immer herzlicher, daß ich draußen bin.“

Das war mit einer Durchdrungenheit gesprochen, die keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Merkwürdig, merkwürdig,“ murmelte Heini. „Und — und — Sie malen aber doch noch?“

Jetzt traf ihn ein harter und mißtrauischer Blick: „Malen! malen!“ schrie der Professor ihn an: „Pinselseele! Farbentopf! . . . Als ob's unter Gottes Sonne absolut nichts Andres zu thun gäbe, als Leinwand anzustreichen.“

Komödie! flog's Heini durch den Kopf. Das ist Komödie. Er hat sich versteckt, um in Ruhe und Verborgenheit sein bestes Bild zu malen. Wie lang er dazu braucht, rechnet ihm hier Keiner nach, und wenn

er fertig sein wird mit dem Werk, wird er kommen und uns Alle todtmachen. Ich hör' schon die Kritik in ihre Posaunen stoßen über diese Auferstehung, ich seh' schon das Publicum in Scharen das Bild umdrängen und alles Andre, was sich in den letzten Jahren mit Müh' und Noth einen Weg gebahnt hat, darüber vergessen!

„Herr Professor," brach er aus, „Sie malen noch!"

Der Alte sah die Angst und Pein im Gesicht des Aufgeregten, betrachtete ihn mit einem mitleidigen Lächeln und sagte: „Beruhige Dich, ich störe Deine Kreise nicht, wenn ich auch noch male, manchmal — in schwachen Stunden, während sonst — nun, Du weißt, was ich sagen will, bist ja selbst ein Künstler!"

„Bin ich's?" Die Stimme Heini's zitterte. Das adelnde Wort aus diesem Munde, mit diesem Tone gesprochen . . . „Künstler!" wiederholte er, „Sie nennen mich so?"

„Soll ich nicht? bist Du's nicht? fühlst Dich nicht?" versetzte der Alte wieder barsch wie früher.

„Das wohl! Aber daß Sie mich so nennen . . . Ich habe Sie niemals einen ihrer Schüler so nennen gehört . . . Meister," unterbrach er sich, „unsereins wird gleich übermüthig, wenn man ihn ehrt — lassen Sie mich die Früchte Ihrer ‚schwachen Stunden' sehen!"

„So komm in Kuckucksnamen!" Der Professor stand auf. „Ueberzeug' Dich, daß ich abgewirthschaftet habe. Ich bin

nicht eitel. Aber Dein Wort: Mein Name kommt nie über Deine Lippen, außer als der eines Verschollenen. An meine Verschollenheit soll keine profane Neugier rühren. Aus diesem Zufluchtsort möcht' ich nicht vertrieben werden, wie schon aus manchem andern, in den ich mich verkrochen hatte wie ein Maulwurf, und wo vermaledeite Sammler und Bilderhändler mich doch aufspürten."

Heini leistete den feierlichen Eid, lieber zu sterben, als ihn zu verrathen, und sie gingen die steile, hölzerne Treppe hinauf und durch einen schmalen Vorraum in die Stube, die dem Meister als Atelier diente. Sie lag gegen Norden, war völlig schmucklos und hatte nur ein großes Fenster, aus dem sich die selbe Aussicht auf das todte

Gebirge bot, wie aus dem einen Capellen-fenster. An den grau getünchten Wänden war eine große Anzahl von Farbenskizzen in doppelten und dreifachen Reihen befestigt.

Heini blieb schon am Eingang stehen, sah um sich, immer aufmerksamer, immer bedrückter, und sagte nichts, als von Zeit zu Zeit: „No ja — no ja!"

Das war der Alte. Noch ganz und gar er, in seiner Beherrschung aller Gebiete in dem großen Bereich der Welt, das sich dem Künstlerauge offenbart. Alles liebevoll geschaut, die Menschen mit zärtlicher und mit richtender, die Natur mit ehrfurchtsvoller Liebe.

Dort wirbelte ein junges Pärchen lachend und glückselig im Tanze hin, dort ballte ein Raufer die braune Faust — weh dem Kopf, auf den sie niederfällt! Dort schlief

ein Mütterchen in der Kirchenbank sanft und selig ihren Sonntagspredigt-Schlaf, dort verendete ein angeschossenes Reh in der Waldschlucht, die Zunge lechzend nach dem Quellchen ausgestreckt, das neben ihm fröhlich und thauklar zu Thale rauschte. Und dort — und dort — und die Landschaften in der Sonnengluth, der Weiher am grauenden Morgen — der See im Mondschein . . .

„No ja! no ja! Sac à papier! — Sie können noch Alles," sagte Heini und seufzte tief und schmerzlich auf.

Der Professor hatte sich auf eine Kiste gesetzt, die in der Fenstervertiefung stand, und lud seinen Gast ein, Platz zu nehmen auf dem Strohsessel vor der Staffelei. Es war die alte, die einst den Fußtritt

bekommen hatte und zu Boden gefallen war.

Heini lehnte ab, fuhr fort, sich im Zimmer umzusehen, und sagte mit gallbitterm Scherze: „Setzen soll ich mich? Könnt' sonst umfallen vor Neid und Bewunderung. Sie sind immer der selbe — das heißt, immer Sie und nie der selbe. Welcher Reichthum!"

„Einfälle, ja, Einfälle genug," erwiderte der Professor. „Die Fähigkeit, auszuführen, zu vollenden, nicht mehr. Was Du siehst, sind Funken, die aufflackern und verglimmen. Das Feuer, das mit immer wachsender Kraft den Stoff aufzehrt, an dem es sich entzündet hat und zum Kunstwerk verklärt, das durch die Zeiten dauert — dieses göttliche Feuer ist in mir erloschen. Funken sprühen noch in Menge auf — in Hülle

und Fülle — ohnmächtiges Geflacker . . . Ueberproductivität ist ein Schwäche-Zustand. Das bewährt sich beim Einzelnen wie im großen Ganzen. Komm endlich," fügte er nach einer Pause hinzu, „setz' Dich daher und schau."

Heini folgte jetzt dem einladenden Winke und setzte sich an die Staffelei. Eine Farbenskizze war darauf zu sehen. Sie stellte die selbe Friedhofsecke dar, die er eben gezeichnet hatte, bei heranbrechendem Dunkel — in wunderbarer, unheimlich traumhafter Beleuchtung.

Die Betroffenheit, mit der Heini das Bild anstarrte, ergötzte den Professor. „Merkwürdig, was?" fragte er. „Wärst Du gestern abends statt heute morgens in die Capelle gekommen, Du hättest mich

dort gefunden, und Dein bestes Bild wäre ungemalt geblieben und die Welt um ein Kunstwerk ärmer. Von solch' einem kleinen Zufall hängen oft die größten Dinge ab," spöttelte er.

Die runden, lichtbraunen Augen Heini's wurden immer größer, sein schmales Gesicht wurde immer länger, während er mehr und mehr in sich zusammensank.

„Ist die Stimmung die rechte?" fragte der Professor.

„Ja, es ist die rechte," war die Antwort, und lautete ganz kleinmüthig.

„In der Beleuchtung hast Du's machen wollen. — Kannst es brauchen? Nimm's. Ich brauch's nicht — ich lass' es verschimmeln dort an der Wand. Nimm's und geh'. Gehab' Dich wohl. Und vergiß! vergiß,

daß ich lebe! Gehab' Dich wohl!" wiederholte er.

Aber Heini rührte sich nicht: „Sie schenken mir die Skizze, wirklich?"

„Hab' ich's nicht gesagt? — Verstehst kein Deutsch? Du kannst sie brauchen. Nimm sie."

„Meister," sprach Heini dumpf, griff mit seinen beiden Händen nach der Hand des Alten und schüttelte sie.

„Was hast? was ist Dir? Schon wieder eine Regung? Du warst von jeher der Mann der Regungen. Sei kein Narr!" rief der Professor und suchte sich von ihm los zu machen. Es war vergeblich. Die schmächtigen Finger Rufins hielten die seinen zu fest umklammert.

„Sie haben mir schon einmal etwas

gespendet. Eine Armstudie. Und ich war halb — nein, ich war ganz entschlossen, sie für meine Arbeit auszugeben. Ja, ich sag' es Ihnen jetzt, für eine Arbeit von mir!"

Der Alte lachte schallend: „Zu viel Ehre!"

„Nein, die wär' erst nachgekommen. Ich hätte Ihnen ein Monument setzen lassen."

„Was der Teufel!"

„Der Arm, Ihr Geschenk — erinnern Sie sich noch? — paßt zu der Frauengestalt mit dem edlen Kopf, auf dem Bilde dort, mir grad gegenüber. Sie steht halb abgewendet, ihre reichen, braunen Haare sind in einen Knoten verschlungen. Wie schön ist sie! Wie jung, wie zart ist das Oval der Wange — und dieser Nacken! Meister, haben Sie das auch jetzt gemalt?"

„Das stammt aus einer früheren Zeit, ist nur um ein paar Tage älter als der mißlungene Arm.“

„Mißlungen? Nom d'une pipe!“ unterbrach ihn Heini mit tragischem Ausdruck, und der Professor wetterte:

„Mißlungen! Weißt denn Du, was ich machen wollte? was sich in der Gebärde dieses Arms ausdrücken sollte? (ich hätte ihn mit einem leichten Stoff bekleidet, so Spitzenzeug) und in dem Neigen des Kopfes? . . . Durch das Dachfenster wäre ein breiter Lichtstrahl hereingefallen, über den Kopf, die Schulter, die Hand — die immer nur Segen ausgeströmt hat.“

„Durch das Dachfenster? Ja, ja, ich seh', 's ist angedeutet,“ sprach Heini. „Die schöne Frau steht in einer Mansarde — vor

einem Bett, in dem liegt ein Weib — eine Sterbende? und ein Kind . . . Ihr Bild hätte ‚die Wohlthäterin‘ geheißen. Die edle Dame kommt als rettender Engel zu einer armen Elenden.“

Aus den Augen des Professors schoß ein Blitz: „Du ahnst nicht, wie wahr Du redest. Nebenbei sollte es aber auch das Denkmal eines Augenblicks werden, in dem das Seltenste, das es gibt, sich vollzogen hat — eine Wandlung in einer Menschenseele. Die Aufgabe hatte ich mir gestellt — an der bin ich gescheitert. Zu meinem Glück. Die letzte Wohlthat der großen Wohlthäterin, daß ich an der Aufgabe, sie in ihrer holden Hoheit darzustellen, gescheitert bin. Ihre letzte und höchste Wohlthat . . . Aber Du weißt nicht, was ich meine.“

„Wie sollt' ich?"

„Freilich, wie solltest Du?" Der Professor deutete mit dem Kopf nach der Skizze, ohne hinzusehen. „Es ist noch etwas . . . Rechts im Vordergrund öffnet sich eine Thür, ein Mann tritt auf die Schwelle — sieht, was der Beschauer hätte sehen sollen — die Frauengestalt herausleuchtend aus dem Helldunkel, das in der Stube herrscht . . . und der Anblick erhebt und verwirrt ihn . . . Diese Frau, die als Trösterin am Bette der Sterbenden steht, ist seine Frau. Er ist ihr nachgeschlichen voll Mißtrauen, eine Hölle im Herzen."

„So?" Heini zwirbelte seinen Schnurrbart, lachte und ließ seine hübschen, weißen Zähne blinken, auf die er sehr stolz war. „Das sind am Ende Sie," sprach er. „Sie

sollen ja auf Ihre schöne Frau kolossal eifersüchtig gewesen sein. Wir haben sie nie zu sehen bekommen."

„Voll Mißtrauen ist er ihr nachgeschlichen," fuhr der Professor fort, „und hat sie gefunden bei dem armen jungen Ding, an dem er sich — schwerer als er's wußte — versündigt hatte. Armes Ding, ein Modell, — und der Mann, ein Maler, ein häßlicher Kerl, nicht mehr jung — aber — der erste Mensch, der ein bißchen gut mit ihr war, der ihr eine Spur von Mitleid gezeigt hat. In seinem Atelier hat sie sich zum ersten Mal im Leben satt gegessen, die ersten guten Kleider, die sie an ihrem zierlichen Leibe trug, waren Geschenke von ihm —"

„Ist's ein Wunder, wenn er dann . . ."

„Schweig, schweig — ein Wunder ist

nichts und Alles — davon ist nicht die Rede, sondern von dem armen Ding, das die Sache, die so gar nicht ernst gemeint war, ernst genommen hat. Freilich hatte sie dazu mehr Grund, als er ahnte . . ."

„So? — Ja, das ist ein Unglück. Indessen — wenn er keine Idee gehabt hat, wie's mit ihr steht... Und ewig kann doch so etwas nicht dauern."

„Nun, das hat er ihr ungefähr zu verstehen gegeben, und sie, als gutes Modell, andern Malern empfohlen. Sie ließ sich aber in der Akademie nicht mehr blicken, und als er nach ihr fragte bei ihren Hausleuten, da hieß es, sie sei von ihnen fortgezogen. Mehr wußte man nicht. Ein paarmal noch hat er sich nach ihr erkundigt, nichts erfahren können und gedacht: Wird schon

ein Unterkommen gefunden haben. Er war eben ein Maler und sonst nichts. Den Kopf immer voll von Gedanken und Entwürfen, beim Ausführen des einen schon wieder besessen von hundert neuen, die drängen, die werben: Mich laß entstehn! Ich bin das Rechte, das Große. Arbeit! Arbeit! Rastloses Schaffen — es gibt nur das — alles Andre ist Plunder . . . So war ich damals —"

„Sie, ja Sie!" — triumphirte Rufin; „ich hab' mir's gleich gedacht, daß Sie Ihre eigene Geschichte erzählen."

„Aber — wenn auch gar Vieles an mir vorüberglitt — das hat mir einen Eindruck gemacht. Ich hatte meiner edlen Frau das Schlechteste zugetraut . . . Komme am Tage vorher zu ungewohnter Stunde nach Hause und finde sie nicht, und als sie heimkehrt,

mich sieht — erschrickt sie. Ich gleich — wie ich sage — das Schlechteste gedacht. Schnauze sie an: ‚Wo warst Du?‘ — Erhalte eine stolze, abweisende Antwort . . . Denk' nur — ein Eifersüchtiger und — das! . . . So hab' ich ihr aufgepaßt am nächsten Morgen, habe sie aus dem Thor treten sehen und bin ihr nachgeschlichen den ganzen langen Weg bis zu dem armseligen Vorstadthaus, die Stiege hinauf . . . Und so — so hab' ich sie erblickt“ . . . Er streckte plötzlich beide Hände gegen die Skizze aus, machte eine Gebärde der Enttäuschung und wendete sich ab.

„Was — so! Das ist ja nichts. Ich habe sie gesehen, die Hand auf das Haupt des Neugebornen legen, ich habe sie liebreich, trostreich zu der Sterbenden sprechen

gehört. Nicht bloß liebreich und trostreich — demüthig! Aus jedem Laut der tiefen, milden Stimme klang die Bitte: ‚Verzeih mir, daß ich glücklich bin' ... Und wie das arme Weib zu ihr empor geschaut hat, der Erlöserin ... Ich Narr, der das malen wollte!"

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann ohne Uebergang: „Wir waren seit drei Jahren verheirathet, und ich wußte von meiner Frau nur, daß sie schön war ... Damals habe ich sie in Wahrheit kennen gelernt ... Sie hat der Sterbenden Wort gehalten, sie ist ihrem Kinde die beste Mutter gewesen. Ich konnte kein Herz zu ihm fassen. Ja, wenn es *ihr* Kind gewesen wäre! Aber dieses Glück ist mir versagt geblieben, dieses eine — kein andres, das eine Frau einem Manne gewähren kann."

Abermals machte der Alte eine Pause, und Rufin bemühte sich, eine Phrase zu finden, um seinen Mangel an Interesse für die Familiengeschichte, die ihm da vorgebracht wurde, zu verbergen.

Noch war ihm nichts eingefallen, als der Professor wieder begann: „Schad' um die verlorenen Jahre! Ewig, ewig schad'! Als ich meine Frau kennen lernte, war mir, als würde ich erst i ch . . . Glücklicher, besser . . . Aber — das ist Eins! Wer eine Frau so liebt, wie ich dann die meine geliebt habe, für den gibt's keine andre auf der Welt. Sie war mein Weib und mein Freund und mein bestes Publicum und mein strengster Kritiker. Alles war sie mir. Kein Gedanke, von dem sie nicht wußte, und jeden, den sie aufgenommen hatte in ihr Herz, in

ihre Seele, und darin bewahrt — fand ich wieder — immer geläutert, wie oft vertieft! . . . Das war eine schöne Zeit."

„Sie sind früh Wittwer geworden," sprach Heini. Na, jetzt wird er doch endlich wieder auf seine Bilder kommen, dachte er und machte ein ernstes und theilnehmendes Gesicht.

„Ja, früh ist sie mir genommen worden. Innerhalb einer Woche gesund und — begraben. In der Blüthe ihres Lebens ist sie dahingegangen, als wenn sie in meiner Erinnerung fortleben sollte, im vollen Glanz und Zauber ihrer Jugend und Schönheit. Das Kind war kurz vor ihr gestorben."

„Sehr traurig, sehr. Man hat Sie allgemein bedauert. Auch ich natürlich. Aber gerade damals am meisten — be-

neidet. Sie sind auf der Höhe Ihrer Kunst gestanden. Ihr ‚Tänzer unsrer lieben Frau‘ — wenn ich an den denke! . . . Das nennt man erzählen! Der schlanke, nervige, graziöse Bursch, der Vagabund, der sich in die Klosterkutte gerettet hat. Sapristi, das war! das war! Die stille, dunkle Kirche mit ihrem edlen und mit ihrem kindlichen Schmuck . . . ich hab' den Weihrauchduft gerochen, sag' ich Ihnen, der diese Luft durchwallt hat! Ich hab' den Athem der heißen Gebete gefühlt, der in sie ausgeströmt worden ist, und Alles gesehen . . . Wie der arme Bursch, der Tänzer, es den frommen Brüdern nachmachen und der heiligen Mutter Gottes seine Ehrfurcht bezeigen, sein Bestes darbringen möchte — und nichts weiß und versteht, als seine sündige Kunst. So hat

er ihr denn vorgetanzt in aller Lumpenunschuld, so lang er konnte, und liegt jetzt da zu ihren Füßen, erschöpft und verzückt. Und die Heilige zürnt nicht, sie lächelt, sie neigt sich — Meister, wie haben Sie das gemacht! — in himmlischer Hoheit neigt sie sich und wischt dem armen Sünder mit ihrem Tüchlein den Schweiß von der Stirn. O, ich weiß jetzt — wer Ihnen gesessen hat zu Ihrer lieben, wahrlich lieben Frau. Und wenn England und Amerika beinah in Krieg gerathen wären um das Bild — ich begreif's!"

„Mag sein, daß ich damals auf meiner Höhe war," sagte der Professor nachdenklich. „Ich weiß nur, daß ich an ein Sinken nicht dachte. Die Sorge quälte mich nicht, aber meine Frau, mein verkörpertes künstlerisches

Gewissen ging mir ab. Mein höchster Lohn, ihr: ‚Es ist gut,‘ ihre Theilnahme, ihre Nähe, ihr Umgang fehlte mir. Und — ja, der Widerspruchsgeist im Menschen! — auch das Kind, das mir so oft lästig gewesen war, fehlte mir. Ich vermißte die kleinen Schritte, mit denen es hereingetrippelt kam — immer weggewiesen, immer wiederkam und mich mit den zärtlichen, vertrauensseligen Augen seiner Mutter ansah.“

„Aber — dabei haben Sie Ihre besten Bilder gemalt.“

„Und alles Andre ist gleichgültig, meinst Du?“

„Nebensächlich wenigstens.“

Ein seltsam herber Zug bildete sich um die Lippen des Alten. „Gut denn, ich geb's zu, ich hab' in den Jahren meine

besten Bilder gemalt. Ich war davon überzeugt. Freilich, der Künstler, der sein Letztes nicht für sein Bestes hält, ist noch nicht geboren. Auch war das Getreibe nach meinen Sachen nie so arg wie damals . . . Aber — aber — die guten Freunde, die ehrlichen Enthusiasten, lauter Leute, die auch etwas verstanden von der Kunst, und die mich nicht weniger als meine Werke liebten — die waren's . . . die tödteten mich."

Er sagte das ohne eine Spur von Bitterkeit, vielmehr mit stiller Freude. In dem selben Tone hatte er sagen können: „— die befreiten mich!"

„Wieso?" fragte Heini.

„Keiner, der zu seiner Portion Bewunderung nicht eine ebenso große Portion Verwunderung zugegeben hätte. ‚Und diese

Frische! Diese unglaubliche Frische!' . . . Den Nachguß schenkten sie mir nie. Das hat mich zuerst aufmerksam gemacht: ihr Staunen über meine ‚Frische'. Sie war also eine Anomalie, und eigentlich hätte sich's für mich geschickt, zu welken, zu verdorren — die Zeit war da. Und ich Thor hatte mich überlebt und merkt' es nicht. Nun ja, meine Hand war noch so fest und leicht wie je, mein Auge so scharf und unermüdlich wie je, der Quell der Erfindung sprudelte mir so reich wie je. Das verborgene Leiden im Herzen, das Leiden, dieses Stahlbad der Seele, dessen Keiner mehr bedarf als der Künstler, wenn etwas aus ihm werden soll, das Leiden hatte auch das Seine an mir gethan . . . In ruhiger Sicherheit schuf ich meine Werke

und fühlte meine Kraft . . . Und da — just da — bin ich auf einmal irre an mir geworden durch die Erkenntniß: Du bist alt . . . Ich weiß nicht, ob es den Künstlern immer so gegangen ist — in den großen glorreichen Tagen der Kunst zum Beispiel. — Du hältst mich nicht für einen Narren, der sich mit dem Unerreichbaren vergleicht — aber glaubst Du, daß die Zeitgenossen Michelangelo's vor Allem seine ‚Frische' bewundert haben, als er, ein Siebziger, an den Bau der Peterskuppel ging? Nun, Alles wechselt; es wechseln selbst die Begriffe von Jung und Alt. Oder nicht nur die Begriffe? Sind wir ein kurzlebiges Geschlecht geworden? Beim Tode Raffael's trauerte ganz Italien um seinen Malerjüngling. Er war Siebenunddreißig. Unsere modernen

sechzehnjährigen Impressionisten, Veristen, und so weiter! würden sagen: ‚Hat er sich endlich gedrückt, der Alte?‘“

„Sie sind spaßhaft, Herr Professor.“

„Ganz ernst, Rufin, und mit Allem einverstanden, was ist, oder ins Unabänderliche ergeben. Daß ich eine gewisse Schwäche für eine Zeit habe, in der die Künstler erst in späten Jahren groß wurden, mußt Du meinen späten Jahren zu Gute halten. Den Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen, schicken Kinder sich an.“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wenn er quälende Gedanken verscheuchen wollte: „Sei's, wie's sei! ... Das mörderische Lob der Freunde war ein Segen, ich verdank' ihm viel. Am Ende liegt's nur an ihnen,

wenn sie die Spuren des Alters in deinen Werken nicht gefunden haben, sagt' ich mir. Vielleicht sind sie doch drin. Und ich habe gesucht und gefunden und bin gleich scharf ins Gericht gegangen und habe aufgeräumt."

„So ist's wahr? Mille tonnerres! Sie haben Bilder verbrannt, die einen Andern berühmt gemacht hätten? Ich hab's nicht glauben können. Wenn Einer sagte: ‚Wieder ist ein Bild aus dem Atelier des Alten — entschuldigen Sie — verschwunden,' lacht' ich nur: Wird schon wiederkommen im richtigen Moment. Kann auch sein, daß er's unter der Hand verkauft hat, an einen Amerikaner oder Russen um den doppelten Preis, den Jackson in London, mit dem er den Contract hat, dafür bezahlt."

„Dank für die gute Meinung," rempelte der Professor ihn an und ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Daraus machen sich heutzutage die Wenigsten ein Gewissen. Bekannt! Ich hätte mir ein Gewissen daraus gemacht. Mir war leid um den Jackson, als er einmal eigens herüber kam, um ‚Die Auswanderer' abzuholen, die er vor einem Jahre halb fertig auf meiner Staffelei gesehen hatte. Er that mir leid, wie er da beim Ofen saß, mit den Flämmchen weißer Haare über den Ohren, dem rosenfarbigen Gesicht und den neugierigen Augen — fast so neugierig wie die Deinen, Rufin. Es brannte mir auf der Zunge, ihm zu sagen: Das Feuer, an dem Sie sich wärmen, dicker Jackson, ist mit den ‚Auswanderern' angezündet worden."

„Und ich hab' ein Verhältniß gehabt mit dem Bild!" schrie Heini entrüstet, „ich war in das Bild verliebt. Stundenlang hätt' ich's anschauen können. Sie haben nie eine grandiosere Landschaft gemalt, als dieses durch den Bergsturz verwüstete Thal mit dem herrlichen Gletscherhintergrund und dem grünen See, aus dem die Eisblöcke ragen. Wie die Scenerie, die Handlung verblüffend . . . Sie haben auch nie ein so farbenstarkes Bild gemalt . . . Es wär' Ihr allerbestes geworden. Nicht mehr Genre, schon ein Stück Geschichte . . . Der Abschied einer Bevölkerung von der in eine Grabstätte verwandelten Heimath — herzzerreißend und erhebend der Anblick dieser" . . .

„Laß gut sein!" unterbrach ihn der Professor. „Ganz gleichgültig, wie's Dir

vorkam; ich habe nur die Mängel gesehen an der Arbeit wie an jeder, die ich in dieser Zeit gemacht habe. Ein abscheulicher Zustand. Die ganz Großen und die ganz Kleinen kennen ihn nicht. Der Schaffensdrang nicht erloschen, aber der Glaube an Dich selbst. Und ist's nur einmal so weit, dann erhebt die Rechtschaffenheit ihre Stimme: Dein Können ist nicht mehr Dein Müssen! Entwöhn' Dich, alter Knabe, entwöhn' Dich von der Mutterbrust der Kunst! Eine Folter so etwas, und war doch die beste Vorbereitung" — —

Er hatte immer leiser gesprochen und schwieg nun völlig.

Heini rückte näher zu ihm: „Vorbereitung, wozu? Reden Sie, Meister, reden Sie doch!"

„Es war vor sechs Jahren. Im März," sagte der Professor, hielt den Kopf gesenkt und sah unverwandt vor sich hin. „Am Abend des Elften. Ihr hattet Actzeichnen gehabt in der Akademie, war't im Fortgehen, als ich eintrat — ich bin damals ein nachlässiger Lehrer gewesen. Das Modell, das mir den Rücken zukehrte, war im Begriff, von seinem Staffel herunter zu steigen, und hat sich dabei mit der rechten Hand auf einen Säulenstumpf gestützt. Die Bewegung des schönen Körpers — seine leicht vorgeneigte Haltung — die wundervoll geschwungene Linie, die der Arm bildete ... es packte mich, daß der Athem mir stockte ... Eine Erinnerung war in mir aufgestiegen, leuchtend wie ein Lichtstrahl, der plötzlich in einen dunklen Raum fällt ... Vor lauter

Sehen siehst Du nichts im ersten Moment. Aber dann hast Du auf einmal hundert Augen fürs Größte und fürs Kleinste, überblickst das Ganze und siehst zugleich jede Einzelheit und jede an der rechten Stelle, und Alles ist schön und gut und ist, wie es sein soll . . . Heini Rufin! Maler! So stand in jenem Augenblick mein Bild vor mir!

„‚Bleib, Retti! Rühr' Dich nicht!' befahl ich, und sie gehorchte.

„Eine Stunde oder zwei Stunden nachher — ich weiß nicht — stand sie hinter mir, betrachtete mein Prima-Gepinsel und sagte: ‚Je, Herr Professor, i hab' gar nicht g'wußt, daß i so schön bin.'

„Armer Teufel — sie war's auch nicht — ich hatte eine Andre gemalt, malen

wollen — ja! — Morgen wird's besser, dacht' ich und ging heim und hielt's daheim nicht aus. Bin die ganze Nacht in den Straßen herumgeirrt. Ein Aufruhr war in mir — wie in den jungen Jahren, in denen sie einen Gelehrten aus mir machen wollten, während ich wußte, daß ich ein Künstler werden müsse, es ihnen aber noch nicht beweisen konnte."

Der Alte saß aufrecht, gradaus blickend, seine tiefliegenden Augen leuchteten. „Ich irrte durch die öden Straßen," fuhr er fort, „ich hörte das Hallen meiner Schritte. Und neben mir ging Jemand, dessen Schritte unhörbar waren. Sie ging neben mir, nach der ich mich sehnte, von der ich träumte — heute auch einmal im wachen Traum. Sie ging neben mir so still, so treu. Ein

bleicher Schatten kam heran, glitt durch zwischen uns und trennte uns nicht. Ich sah auch das Kind, ich sah es, wie ich Dich sehe. Es blickte mich an mit seinen scheuen, bittenden Augen. Warum hatt' ich's nicht geliebt? Warum hatte ich ihm das Zärtlichkeitsalmosen, um das es bettelte, nicht geschenkt?

„Jetzt — wenn es jetzt da wäre . . . Vorbei! Nicht mehr zu ändern . . . Aber fortleben sollten meine Todten in meinem Bilde . . . Jeder Wunsch, jeder Gedanke zerfloß plötzlich in den einen: Wär's Tag und könnt' ich weiter malen! . . . Und es wurde Tag . . . und ich trat an die Staffelei — zu meinem Entwurf . . . war's der meine? Hatte ich das gemacht?"

Er stöhnte. All' die Schmerzenszüge,

die das Leben seinem harten Gesichte eingeprägt hatte, traten hervor und gaben Zeugniß von unvergessener Qual:

„In Wonneschauern empfangen, in seligem Leiden geboren und — leblos! Das war's — das blieb's!"

„Einbildung!" sprach Rufin kühl und überlegen. „Sie haben wahrscheinlich das Unmögliche von dem Bild verlangt. Die schöne Frau hat wahrscheinlich herausspringen und Ihnen in die Arme fliegen sollen."

„Wirst Du mich lehren, was ich von einem Bild von mir verlangen darf?" fragte der Professor heftig und höhnend. „Was ich malen wollte, da," er schlug sich an die Stirn, „da drin Alles fertig, Alles durchdacht, jeder Strich gefühlt, und die Hand auch noch die alte, und was

auf die Leinwand kam, kraft- und saftloses Gepinsel eines alten Routiniers . . . Schweig' . . . kein Wort . . . Acht Tage hab' ich gerungen. Der Wahnsinn war mir damals nah'. Du hast die letzten Zuckungen einer sterbenden Schaffenskraft gesehen . . . Dann stand es mir fest: Wenn Du das nicht gut machen kannst, kannst Du überhaupt nichts Gutes mehr machen . . ."

Heini wagte keine Einwendung, ließ aber einen sprechenden Blick über die Skizzen an der Wand gleiten.

Der Alte erledigte die Antwort mit einem Wink voll Geringschätzung: „Nichts Gutes, sag' ich, und was also? — Wasser zutragen zur Sintfluth der Mittelmäßigkeit, die von allen Seiten über uns hereinbricht? . . . Nicht um die größte irdische Seligkeit! So

hab' ich ein Ende gemacht — bin entfloh'n aus dem Wirrsal Eurer Welt, habe mich in die Einsamkeit gerettet und lebe im Dunkel des Verschollenseins meine hellsten Friedenstage . . . Mensch!" unterbrach er sich und rief drohend: „Wenn Du schwatzest, wenn Du mir meine Ruhe störst . . ."

„Wenn, wenn!" erwiderte Heini. „Wenn ich Ihre Werke für die meinen ausgeben soll, werd' ich doch nicht schwatzen."

„Du hast recht — da hast Du recht." Er hatte einen völlig andern Ton angenommen, er sah ein wenig beschämt aus und wie Einer, der fühlt, daß er viel zu viel gesprochen hat, und sich vornimmt, von nun an recht einsilbig zu werden.

„Wo willst Du übernachten?" fragte er.

„In Mattern."

„Dann ist's Zeit aufzubrechen." Er stand auf und sah zum Fenster hinaus. „Es gibt heute einen schönen Abend, ich begleite Dich, führe Dich den kürzesten Weg, den nicht einmal alle Jäger kennen."

Im Dorfe fanden sie den Führer und schickten ihn voraus zur Almhütte. Der Professor und sein Gastfreund folgten langsam. Heini schritt neben dem schweigsam gewordenen Alten, beobachtete ihn aufmerksam und dachte: „Ich mal' ihn aus dem Gedächtniß. Als König der Erdgeister mal' ich ihn. Grimmig genug sieht er drein, imposant grimmig. Alles spricht zu ihm, und er spricht zu Allem; er gehört in diese Bergwelt, ist ein Stück von ihr, hat ihre tiefsten, feinsten Geheimnisse gelöst, hört und sieht, wo für uns Alles stumm und dunkel geblieben ist."

Sie schritten jetzt — der Professor voraus — auf einem Gemssteig an der schroffen Wand hin, an der es niederquoll wie krystallene Fäden, wie weiße Schleier, den Steig übersetzte und leise weiterrieselte in die Tiefe. Rufin ging zögernd, die Augen auf den Boden geheftet. Der Weg wurde immer rissiger und schmaler, verlor sich vor einer vorspringenden Felsrippe und schien plötzlich ganz aufzuhören. Als Heini aufblickte, sah er den Professor nicht mehr. „Da geht's ja nicht weiter!" rief er angstvoll. „Wo sind Sie?"

„Nur vorwärts! Nicht hinabschauen! Halt' Dich an!" war die Antwort, und zu ihm herüber gereicht kam der Bergstock des Alten. Heini griff nach ihm — zwei Schritte, und er stand vor dem Meister und sagte

mit einem Lächeln, das er sich mühsam genug abquälte:

„Klopfen Sie doch einmal an den Felsen. Ich wett', er thut sich auf, und wir treten ins große, märchenhafte Gnomenreich . . .“

„Und Du malst Gespenster nach der Natur. Nein; wir bleiben draußen. Hier ist's schöner.“

„Ja, es ist schön. Blind müßte sein, wer das nicht sähe — wenn er auch nicht so liebevoll geschärfte Augen hat wie Sie. Ich begreif's ja, daß Sie gern da sind im Sommer . . . Aber im Winter, wenn die Stürme rasen und die Lawinen rollen —“

„Da ist's anders schön — immer schön. Die Natur ist immer schön.“

„Manchmal sogar überwältigend schön. Nicht? Was thun Sie, wenn Sie eingeschneit werden?“

„Da schaufeln wir uns aus. Da geht's von meiner Klausnerei zum Dorf zwischen weißen Wänden. Ueber uns breitet sich der Himmel manchmal Wochen lang aschfarbig, und Wochen lang ist der Pfiff eines hungrigen Geiers der einzige Laut aus lebendiger Kehle, der zu uns dringt. Eine tiefe Stille herrscht, eine Vorbotin der tiefsten, die wir nicht mehr fühlen werden. Ich genieße sie schon in meiner seligen Verschollenheit, noch athmend ruh' ich in Frieden und genieße den Tod . . ."

Eine Weile noch wanderten sie schweigend, dann war die Höhe des Berges erreicht. Zu ihren Füßen lag, sanft abwärts gleitend und weit gestreckt, üppiges Weideland, von einer dunkel bewaldeten Hügelkette halbkreisförmig umschlossen. Hinter ihr ragte eine

dreifache Reihe zackiger Felsen und schneebedeckter Bergriesen empor.

Der Alte deutete auf eine Almhütte inmitten einer der seichten Mulden, die der Boden bildete: „Dort wartet Dein Führer. Leb' wohl. Auf Nimmerwiedersehen!" unterbrach er kurz und gebieterisch die Dankesworte, die Rufin zu sprechen begann, und „Gewiß, auf Nimmerwiedersehen!" antwortete der verletzt und eilte abwärts. Bald aber wendete er sich und schwenkte grüßend den Hut.

Unbeweglich stand der Meister noch auf dem selben Fleck, auf dem Rufin ihn verlassen hatte, ganz versunken in den Anblick des Sonnenuntergangs. Der Widerschein der feurigen Lohe, die am Himmel aufgeflammt war, lag auf seinem dunklen Gesichte und auf seiner kraftvollen Gestalt.

„Sie glühen wie ein Fels!" rief Hein und streckte die Rechte gegen ihn aus. Er hätte selbst nicht zu sagen gewußt, ob sich in seiner Gebärde mehr Huldigung oder mehr Verwünschung ausdrücken sollte. „Alter Ueberwinder Du! Fast könnt' man Dich beneiden!" murmelte er.

Der Meister bemerkte ihn nicht. Seine Gedanken waren schon fern von ihm.

Inhalt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co.
in Altenburg.

11/01

Ebner-Eschenbach, Marie <<von>>,

Alte Schule

Berlin 1897